

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Das Dilemma des Alters -

Besteht die Problematik des Alters darin, dass man alt oder dass man jung ist ?“

Verfasserin

Elke Preißl

angestrebter akademischer Grad
Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 296
Studienrichtung lt. Studienblatt: Diplomstudium Philosophie

Betreuer: Univ.-Prof. Dr. Josef Rhemann

Inhalt:

Vorwort	3
Einleitung	4
Was ist der Mensch ?	8
Die Entwicklung der Kognition	13
Das Alter(n) des Menschen	21
Die kognitive (Weiter)entwicklung	24
Was bedeutet es für den einzelnen Menschen alt zu werden ?	32
Sinn des Alters	35
Das Alter erleben	39
Alter ängstigt	41
Künstlichkeit und Kultur	43
„Rebellion und Resignation“	44
Gewalt	47
Zeit	48
„Das Prinzip Hoffnung“	51
Das biologische Altern	53
Das soziale und kulturelle Altern	55
Kann „gutes“ Altern möglich sein ?	60
Alter und Gesellschaft	62
„Zu meiner Zeit“	63
Das andere Ich	65
Alter und Schönheit – eine Dissonanz	69
Entwicklung der Persönlichkeitseigenschaften	70
Der Tod	76
Abschließende Betrachtungen	81
Besteht die Problematik des Alters darin, dass man alt oder dass man jung ist ?	84
Literaturliste	87
Anhang:	
Abstract	90
Lebenslauf	91

Vorwort

Es sind die Fragen, die sich wohl jeder Mensch im Laufe seines Lebens stellt, auf die er meist keine Antwort findet und die sodann wieder dem Verdrängungsmechanismus anheim fallen. Ernst Bloch hat sie mit wenigen Worten formuliert:

„Wer sind wir ? Wo kommen wir her ? Wohin gehen wir ? Was erwarten wir ? Was erwartet uns ?

Meist sind es außerordentliche Belastungssituationen, die zum Hinterfragen des Lebens herausfordern. Eine davon kann die Konfrontation mit der eigenen Vergänglichkeit, dem Alterungsprozess sein und der Tod eines Gleichaltrigen kann die Endlichkeit des eigenen Lebens mit großer Vehemenz ins Bewusstsein bringen. Doch schon die Ansicht einer alten Fotografie und der Blick in den Spiegel machen die Veränderungen, die der Körper im Laufe der Jahre erfahren hat, mit einem Schlag deutlich. Warum erschreckt uns diese körperliche Veränderung, diese Äußerlichkeit, wenn wir doch die dahin gegangenen Jahre im Bewusstsein erlebt haben, älter zu werden ? Simone de Beauvoir fragt: „Bin ich denn wirklich eine andere geworden, da ich doch ich selbst blieb ?“

Ich versuche diese Frage, die mich bereits sehr lange beschäftigte, die ich mir aber nie ernsthaft zu stellen erlaubte, zu beantworten. Es ist ein schmerzhaftes Unterfangen, denn die Auseinandersetzung mit der letzten Lebensphase bedeutet auch die Konfrontation mit dem unausweichlichen Sterben nicht nur des gealterten Körpers sondern auch des jung gebliebenen „Ich“. Was als Bemühen, den eigenen Lebensverlauf zu verstehen, begonnen hat, endete in dieser Diplomarbeit.

Einleitung

Die Thematik des Alterns und des Alters tangiert viele Bereiche des Lebens, ist komplex, verlangt nach mehrdimensionalen Herangehensweisen und kann nur durch Zusammenführung mehrerer Forschungslinien adäquat erschlossen werden. Denn: „Das Alter ist in einer interessanten Weise noch jung! [...]. Als Gesellschaft stehen wir erst am Anfang eines „Lernprozesses“ über das Alter“¹. Das Alter darf als jung bezeichnet werden, wenn man es von einem historischen Standpunkt aus betrachtet: es gab den geschichtlichen Überlieferungen zufolge zu allen Zeit und in allen Kulturen alte und hochbetagte Menschen, doch war dies nicht die Norm. Erst im 20. Jahrhundert ist es aufgrund des kulturellen Umfelds und vor allem aufgrund der medizinischen Grundlagenforschung möglich, dass in den westlichen Industrienationen mehr als die Hälfte der Menschen das 70. Lebensjahr überschreiten. Es ist demnach eine Vielzahl von Menschen mit dem Altern und dem Alter konfrontiert: „Wir können als Einzelpersonen nicht gleichzeitig Mann und Frau oder schwarz oder weiß sein. Wir nehmen aber alle gleichzeitig (antizipatorisch und aktuell) am Altern teil, und aus diesem Grunde steht uns allen das Alter sehr nahe.“²

Für die vorliegende Arbeit wesentlich sind unter anderem die Ergebnisse interdisziplinärer Forschungen, die in der „Berliner Altersstudie“ und in der Zusammenführung von Gerontologie-relevanten Studien unter dem Titel „Alter und Altern“ zusammengefasst werden.

Seit den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts kann sich die Altersforschung in Westeuropa etablieren und läuft für die Verhaltenswissenschaften unter der Bezeichnung „Gerontologie“. Es ist dies eine multidisziplinäre Wissenschaft, die „[...] versucht, folgende wichtige Fragen zu klären: die Frage nach dem Ursprung von Veränderungen oder Fehlern der alternden Zellen; die Frage nach den altersbedingten Veränderungen des Gedächtnisses; die Frage nach der Entfremdung älterer Menschen und deren Unzufriedenheit mit den Lebensbedingungen; die Erforschung der Frage, inwieweit körperliche und geistige Aktivität den Prozess des Alterns aufhalten kann [...]“.³

¹ vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studientext zur Gerontologie*. Altern, Vorwort IXff

² vgl. ebenda XV

³ Birren, J.E.: Gerontologie, in: Lexikon der Psychologie, Bd. I/2, Freiburg 1978, S 742f

Die Berliner Altersstudie ist eine umfassende Untersuchung alter und sehr alter Menschen aus der Stadt (West-)Berlin, an der etwa 40 Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen unterschiedlicher Wissenschaftsbereiche beteiligt waren. Es handelt sich um eine Querschnittsstudie, in der Altersgruppen – vornehmlich Siebzig- bis Hundertjährige – verglichen, nicht jedoch individuelle Altersverläufe verfolgt werden. Zu bedenken ist, dass die Stichproben der Intensiverhebung nur eine Personenzahl von insgesamt 516 umfassen, die zu einem großen Teil der höchsten Altersgruppe angehören. Diesbezüglich ist auf die Problematik zu verweisen, dass sehr alte oder gebrechliche Menschen schwierig zu erreichen oder auch nicht in der Lage sind, für Studien zur Verfügung zu stehen. Dennoch sollen sich die Abweichungen aufgrund von Selektivität – wie vorgenommene Analysen zeigen – in engen Grenzen halten. Etwaige Auswirkungen der Konzentration der Probanden auf das ehemalige West-Berlin – eine Ausdehnung auf den früheren Ost-Teil der Stadt war aus organisatorischen und finanziellen Gründen nicht möglich – werden nur Verteilungsszenarien und auf sozioökonomischem Gebiet zugestanden, alle anderen Forschungsbefunde erlauben eine Generalisierung.

Allerdings ist dabei auf das Problem der menschlichen Konstruktion von Realität und ihrer Einbettung in die Subjektivität des Lebens hinzuweisen. Die Beurteilung der eigenen körperlichen oder geistigen Gesundheit bzw. Befindlichkeit ist stets das Ergebnis selbstbezogener Prozesse, objektive und subjektive Beurteilungen klaffen daher auseinander.

Der gerontologischen Grundlagenforschung in Verbindung mit gesellschaftlichen Aspekten widmet sich auch der Band „Alter und Altern“, in dem vielschichtige Problembereiche behandelt und aus Sicht von Einzeldisziplinen bearbeitet werden, auch hier aus der Position, dass es „den alten Menschen“ nicht gibt.

Altern, das Alter und die damit unweigerlich verbundenen Veränderungsprozesse werden seit der Antike in jeder Kultur, wenn oft auch nur am Rande, thematisiert. Einer der möglichen Gründe für eine mehr oder minder ausgeprägte Ignoranz gegenüber einem Teil der Gesellschaft mag sein, dass es vor allem ein Spezifikum des älteren und alten Menschen, nicht der jüngeren Generationen, ist, darüber nachzudenken.

Wie bereits erwähnt, führt die vor allem im letzten Jahrhundert stark gestiegene Lebenserwartung der Bevölkerung der westlichen Welt – von durchschnittlich 45 Jahren um 1900 auf etwa 75 Jahre zum Ende des vorigen Jahrhunderts – dazu, dass das Alter und die damit in Zusammenhang stehenden Anforderungen an die Gesellschaft, die damit

verbundenen sozialen Probleme und medizinischen Herausforderungen, um nur einige zu nennen, in den Fokus verschiedener Wissenschaftszweige gelangen. Die Alterskultur weist dennoch noch starke Defizite auf, sie kann auf keine lange Tradition verweisen, viele Wissensbereiche sind noch unterentwickelt - denn „Das Alter ist jung“ wie Paul Baltes es formuliert ¹

So lag gemäß Bundeszentrale für politische Bildung in Deutschland ² die Lebenserwartung im Jahr 2000 bei Männern um 79 Jahre, bei Frauen um 83 Jahre. Nach Vorausberechnungen des Statistischen Bundesamtes Deutschland soll bis ins Jahr 2050 die Lebenserwartung bei Männern auf durchschnittlich 84, bei Frauen auf 88 Jahre ansteigen.

Was bedeutet es für die Gesellschaft der westlichen Welt, dass der Anteil der über 65-Jährigen permanent steigt, dass sich die Lebenserwartung bei Männern und Frauen immer weiter nach oben schraubt ? Diese Problematik wird immer stärker ein sozialpolitisches Thema mit gravierenden Auswirkungen auf den Einzelnen. Einerseits gehört es zum Menschsein dazu, alt zu werden, verbesserte Umweltbedingungen, erfolgreiche Bestrebungen in der Medizin ermöglichen dies immer öfter, andererseits sind die Gesellschaft und damit auch die Betroffenen selbst vor große wirtschaftliche aber auch medizinische und ethische Herausforderungen gestellt. „Das Alter ist zu einem Massenphänomen geworden“ schreibt Konrad Paul Liessmann ³. Da die Phase des letzten Lebensabschnittes immer länger wird, entwickeln sich darin sehr unterschiedliche Strukturen: von der körperlich und geistig fiten 50+-Generation, oft mit einem zufriedenstellenden finanziellen background ausgestattet, bis zum Greis, der krank, pflegebedürftig, ohne Einbettung in eine Familie, finanziell abhängig von der „Öffentlichen Hand“ im Pflegeheim dem Tod entgegen lebt. Mehr Rücksicht auf die große Variabilität des Alterungsprozesses, eine Abkehr von chronologischen Altersgrenzen, aber zumindest eine Unterscheidung zwischen „jungen Alten“ (60-75 Jahre) und „alten Alten“ (älter als 75 Jahre) ist angebracht, da trotz der großen individuellen Unterschiede innerhalb dieser beiden Altersgruppen der Komplexität der Thematik besser Rechnung getragen werden kann.

¹ Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor*, S 35.

² <http://www.bpb.de/wissen/YDGMRC>

³ Liessmann, Konrad Paul: *Schandmaulkompetenz. Eine kleine Philosophie des Alters*. S 1

Dies ist die schwere Aufgabe und Herausforderung an Politik und Gesellschaft für die nächsten Jahrzehnte, denn:

„Die heutigen Generationen bauen die Straße, auf der die nächste fährt.“¹

Wann ist ein Mensch alt ? Liegt es in der Beurteilung der Gesellschaft, der Politik, der Wissenschaft, wann ein Mensch als alt gilt ? Diese Frage kann sowohl mit ja als auch mit nein beantwortet werden.

Mit ja, sofern damit gesellschaftliche Belange im weitesten Sinne gemeint sind, jedoch mit nein, wenn damit auf das Innenleben des Menschen, seine Gedanken und Gefühle, auch seinen Intellekt, abgezielt, die Einschätzung vom Betroffenen selbst vorgenommen wird.

Dieses Dilemma, in das der Mensch gedrängt wird, die daraus entstehenden Konsequenzen und Probleme, werde ich versuchen zu beschreiben mit dem Ziel die Frage zu beantworten, ob die Problematik des Alters darin besteht, dass man alt oder dass man jung ist. Das pathologische Altern und alle damit im Zusammenhang stehenden Themen und Krankheiten werden in dieser Arbeit nicht berücksichtigt, der Schwerpunkt liegt auf dem, was in der Gerontologie als das normale Altern beziehungsweise Alter bezeichnet wird. Dieser Prozess oder Zustand unterscheidet sich von den früheren Lebensabschnitten in Bezug auf die Lebensqualität nur durch das Auftreten altersinduzierter Krankheiten.

Doch was drängt den Menschen in dieses Dilemma, diesen Zwiespalt ? Es ist das, was den Menschen ausmacht, was ihn von allen anderen Lebewesen unterscheidet, was ihn in die Lage versetzt, sich mit Problemen auseinandersetzen zu können aber auch zu müssen, mit denen nur er konfrontiert ist. Dies führt zu den Fragen: Was ist der Mensch ? Was bedeutet der Alterungsprozess für den Menschen ?

¹ Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 30

Was ist der Mensch ?

Bereits seit der Antike gibt es Bemühungen, quer durch verschiedene Geisteswissenschaften, das, was den Menschen auszeichnet, ihn einzigartig macht, seine Sonderstellung unter den Organismen, zu definieren. So bezeichnet z.B. Aristoteles den Menschen als „homo politicus“ = das vergesellschaftete Tier, Schopenhauer ihn als „homo metaphysicus“ = das Tier mit metaphysischen Gedanken, Hui Zinga als „homo ludens“ = das spielende Tier, oder Palmer als „homo grammaticus“, um nur einige zu nennen.¹ Es ist eine Vielzahl von Merkmalen, die dem Menschen zugezählt werden, doch es kann kein einziges Prädikat genannt werden, das ausschließlich dem Menschsein gerecht wird. Für Odo Marquard wiederum ist der Mensch „kein absolutes Wesen, sondern – als endliches Wesen, das sein Umkommen hinausschieben [...] muß - ein primärer Taugenichts, der sekundär zum Homo compensator wird.“²

Die meisten der als typisch menschlich genannten Merkmale werden dem Gehirn und seiner Leistungsfähigkeit zugerechnet.³ Der erste Philosoph, der sich mit der außerordentlichen Leistungsfähigkeit des Gehirns auseinandersetzt, ist Alkmaion von Kroton (um 500 v.Chr.). Ihm wird von Platon die Aussage zugeschrieben: „Ist es das Blut, mit dem wir denken, oder die Luft oder das Feuer ? Oder ist es keines von diesen, sondern vielmehr das Gehirn, das die Tätigkeit des Hörens, Sehens und Riechens verleiht ? Und daraus entsteht dann Gedächtnis und Meinung, und aus Gedächtnis und Meinung, wenn sie zur Ruhe gekommen sind, entwickelt sich dann das Wissen.“ Hippokrates schreibt ihm zu: „Solange das Gehirn unversehrt ist, solange hat auch der Mensch seinen Verstand. Daher behaupte ich, dass das Gehirn es ist, das den Verstand sprechen lässt.“⁴

Charles Darwin, dem maßgeblichen Vertreter des Naturalismus, war es vorbehalten, mit seiner Theorie der Entstehung der Arten und seinem Werk über die Abstammung des Menschen das Weltbild bahnbrechend zu verändern. Der Evolutionsgedanke war eine „kopernikanische Wende“, eine Sensation, nicht nur in der Biologie, das gesamte Weltbild des Abendlandes war be- und getroffen, es war der Wechsel vom statischen zum dynamischen Bild unserer Welt.

¹ Vollmer, Gerhard: *Evolutionäre Erkenntnistheorie*, S 78

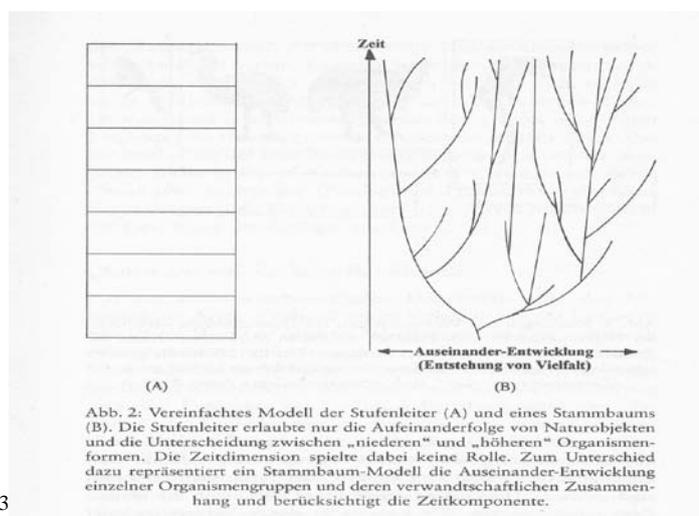
² Marquard, Odo: *Philosophie des Stattdessen, Vorbemerkung*

³ vgl. Vollmer, S 83.

⁴ ders. S 86

Auch wenn schon Jean Baptiste de Lamarck davor (im Jahre 1809) und die beiden Naturforscher Thomas H. Huxley und Ernst Haeckel zu etwa der gleichen Zeit wie Charles Darwin (im Jahre 1859) ihre Evolutionstheorien veröffentlichten und zu der Erkenntnis gelangten, dass der Mensch in das Geschehen der Evolution – so wie alle anderen Lebewesen auch – eingebunden, ein Produkt der natürlichen Auslese ist, hat doch letzterer das Thema im Einklang mit seinem epochalen Werk über die Entstehung der Arten weit umspannender und entsprechend fundiert behandelt.

Aus evolutionsbiologischer Sicht läuft die Evolution, die permanente Veränderung des genetischen Programms, ohne Absicht oder Ziel ab, der Mensch stellt keineswegs den Höhepunkt dieser Entwicklung - die niemals als abgeschlossen bezeichnet werden kann - dar, sondern er ist ein Zufallsprodukt, so wie viele Millionen Arten anderer Lebewesen auch, die zum Teil bereits ausgestorben sind oder denen dieses Schicksal noch bevorsteht: „Es gibt also, mit anderen Worten, keinen „Pfeil der Evolution“, und falls es ihn geben sollte, dann fliegt er in keine bestimmte Richtung.“¹ Die Evolution verläuft nicht linear, nicht gleichförmig, nicht progressiv, sondern nach neuen Erkenntnissen punktuell bzw. graduell mit variabler Entwicklungsgeschwindigkeit. Auch werden alte oder alt bewährte Arten von Lebewesen keineswegs durch „höherwertige“ ersetzt, wenngleich eine Zunahme an Komplexität und Plastizität bei manchen Organismen zu verzeichnen ist. Damit ist nicht die veraltete Stufenhypothese gemeint, wonach sich der Mensch in gerader Linie vom Affen über den Urmenschen bis zum homo sapiens optimiert bzw. hinaufentwickelt; vielmehr gleicht die Evolution des Menschen einem Stammbaum mit vielen Verzweigungen und Verästelungen gemäß der Radiationshypothese²:



3

¹ Wuketits, Franz M.: *Evolution. Die Entwicklung des Lebens*. S. 53

² vgl. Vollmer, Gerhard: *Evolutionäre Erkenntnistheorie*. S 77

³ Wuketits, Franz M.: *Evolution. Die Entwicklung des Lebens* S 19

Bei der Erforschung der Abstammung des Menschen unterscheidet Charles Darwin zwischen Ähnlichkeiten in der körperlichen Entwicklung einerseits und den geistigen Fähigkeiten andererseits, die den homo sapiens mit anderen (Säuge-)tieren verbinden oder von ihnen unterscheiden.

Aufgrund seiner intensiven und detailreichen Forschungsarbeiten in Bezug auf den Körperbau, das Fortpflanzungssystem, die Entwicklung des Embryos und das Vorhandensein rudimentärer Organe kommt Charles Darwin zur Schlussfolgerung in bezug auf die Geschichte der Menschheit: „Wir sollten darum ihre gemeinsame Abstammung ohne Rückhalt zugeben.“¹

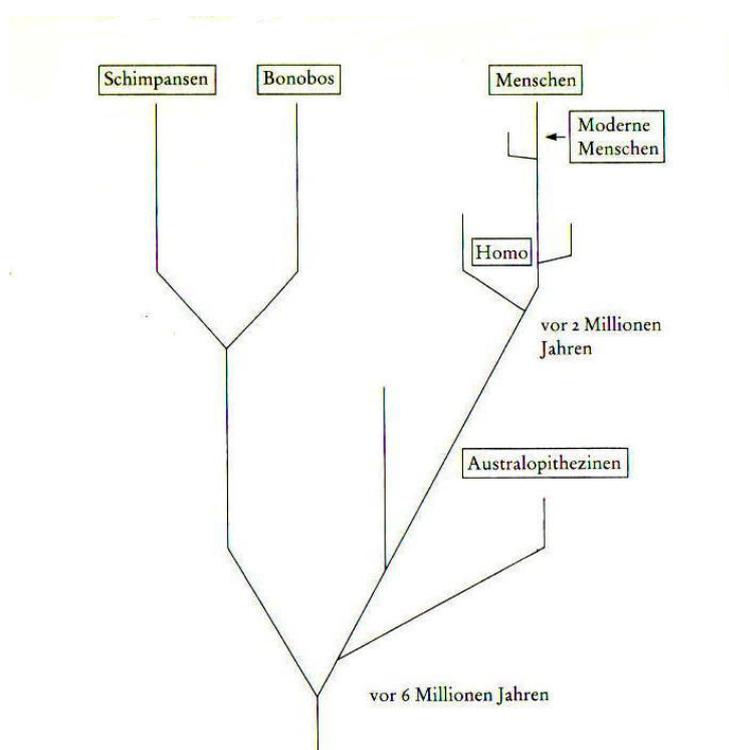


Abbildung 1.1 Eine vereinfachte Darstellung des zeitlichen Maßstabs menschlicher Evolution.

2

Nicht nur der Körperbau des Menschen ist jenem anderer Säugetiere, insbesondere der Primaten, vergleichbar bzw. erlauben rudimentäre Organe eine solche Vergleichbarkeit. Der Mensch unterliegt in jeder Weise den biologischen Gesetzen³. Darwin vertritt auch den Standpunkt, dass in den „geistigen Fähigkeiten kein fundamentaler Unterschied zwischen den Menschen und den höheren Säugetieren besteht“⁴, dass es nur ein gradueller, kein prinzipieller

¹ Darwin, Charles: *Die Abstammung des Menschen*, S 34

² Tomasello, Michael: *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens*. S 13

³ vgl. Vollmer, Gerhard: *Evolutionäre Erkenntnistheorie*, S 77 ff

⁴ Darwin, Charles: *Die Abstammung des Menschen*, S 81

sein kann. So bleibt es etwa dem Menschen vorbehalten, metaphysische Überlegungen anzustellen, mathematische Probleme zu lösen und über Gott und die eigene Sterblichkeit – demnach auch über das Altern - nachzudenken.

Das Menschsein wird vorrangig über die geistigen Qualitäten, über die Gehirnfunktionen definiert, über den Intellekt, der den Menschen gegenüber allen anderen Lebewesen abgrenzt und abhebt. Bei Vollmer ist nachzulesen: „Wenn ein späteres Lebewesen die fossilen Reste eines Menschen fände, würde es ihn zu den Affen stellen. Neben dem aufrechten Gang, der auch noch recht häufig ist, würde ihm die abnorm vergrößerte Hirnkapsel auffallen; aber es käme kaum auf den Gedanken, dass dieses Wesen die Welt umgestaltet hat wie kein anderes in den Jahrmilliarden des Lebens.“¹

Der Umstand, dass der Mensch im Laufe der Evolution seine Geistigkeit stark entwickeln konnte, beruht auf folgenden Umständen²:

1. Erwerb des aufrechten Ganges, der *Bipedie*, also der Fortbewegung auf nur zwei – den hinteren – Extremitäten
2. Entwicklung der Vorderextremitäten zu „Instrumenten, die, frei von der Aufgabe der Fortbewegung, universell eingesetzt werden können (Greifhand, Instrument zur Manipulation von Gegenständen); Plessner bezeichnet dies als Auge-Hand-Feld des Menschen³
3. Vergrößerung und Differenzierung des Gehirns, verbunden mit der Ausbildung spezifischer Gehirnareale und –zentren (zum Beispiel Sprachzentrum).⁴

Auch bei Helmuth Plessner und seinen Aspekten einer philosophischen Anthropologie ist eine Antwort auf die Frage nach dem, was einen organischen Körper bzw. einen Menschen ausmacht, zu finden:

Sämtliche organische Lebewesen, von der Pflanze bis zum Menschen,

- a) sind eigeninitiativ grenzsetzend, d.h. der Körper grenzt sich von seinem Umfeld ab, zugleich besteht auch ein jeweils bestimmtes Verhältnis zu dieser Grenze. Wesentlich ist, dass diese Grenze vom Organismus eigenaktiv hervorgebracht wird, sie zum Körper gehört;

¹ Vollmer, Gerhard: Evolutionäre Erkenntnistheorie, (nach Remane in Gadamer/Vogler, 1972, 319) S 82

² vgl. Wuketits, Franz M.: *Evolution. Die Entwicklung des Lebens*, S 100 f

³ Anzenbacher, Arno: *Einführung in die Philosophie*, S 252

⁴ vgl. Vollmer, Gerhard: *Evolutionäre Erkenntnistheorie*, S 77 ff

- b) verfügen über eine Innen-Außendifferenz; es besteht kein starres Verhältnis zwischen Innerem und Äußerem, sondern eine dynamische Wechselwirkung zwischen Lebewesen und Umwelt
- c) Informationen werden von der Außenwelt aufgenommen und auch verarbeitet
- d) Es besteht Eigenaktivität, d.h. das Leben ist ein ständiger Prozess des Werdens und dieser Prozess ist die Weise des Seins.

In der Beschreibung des Tieres, der nach den Pflanzen nächst höheren Stufe organischer Lebewesen, werden diese Eigenschaften ergänzt um die zentrische Position: „Das Tier lebt aus seiner Mitte heraus in seine Mitte hinein, aber es lebt nicht *als* Mitte. Die Schranke der tierischen Organisation liegt darin, dass dem Individuum sein selber Sein verborgen ist.“ [...] „es erlebt nicht – sich.“¹ Dem Tier ist zwar seine Bewegung bewusst, nicht aber seine Selbststellung, es verfügt über keine Ich-hafte Realisierung, es hat kein Selbstbewusstsein. Diesbezüglich sind die Grenzen zum Menschen nicht scharf gezogen sondern fließend, wobei diese Einschränkung aus heutiger Sicht vor allem für Primaten gilt und mit weiteren Erkenntnissen aus der biologischen Anthropologie gerechnet werden darf.

Die Fähigkeit zur völligen Reflexion bleibt dem Menschen, der höchsten Stufe organischen Lebens, vorbehalten, indem dieser sowohl eine zentrische Position einnimmt als auch in der Lage ist, sich zu exzentrieren. Das was den Menschen ausmacht und vor allen anderen Lebewesen auszeichnet ist somit

- a) seine Eigenaktivität
- b) die zentrische Positionalität als Basis der menschlichen Existenz
- c) die exzentrische Positionalität
- d) die Informationsverarbeitung als Interaktion zwischen Innen- und Außenwelt.

Die Möglichkeit zur Exzentrierung bei gleichzeitigem Beibehalten der Zentrierung ermöglicht es dem Menschen über seine eigene Grenze hinauszutreten, sich selbst und das eigene Tun zu beobachten, sich des Ich bewusst zu werden. Dieses Ich ist der Ausgangs-, Bezugs- und Rückkehrpunkt der kognitiven und auch der körperlichen Aktivitäten des Menschen. Für Plessner ist der Doppelaspekt des Menschen, nämlich einen Körper zu haben und zugleich Leib zu sein, ein „[...] wirklicher Bruch seiner Natur. Er lebt diesseits und

¹ Plessner, Helmuth: *Mit anderen Augen. S 9 ff*

jenseits des Bruches, als Körper und Seele *und* als die psychophysisch neutrale Einheit dieser Sphären.“¹ Dass der Mensch um seine körperliche Existenz weiß, er sie zugleich besitzt – der Mensch spricht von seinem Körper als „ihm“ und zugleich meint er doch sich selbst – ist eine paradoxe Konstellation.

Die vom Körper gebildete eigene Grenze sichert die Identität des Menschen, sie zählt zum Kernbestand des Organismus, sie ist die räumliche Umschlossenheit des Ich. Die Fähigkeit des Menschen zur Exzentrierung, die dadurch entstehende Spannung zwischen Innenwelt/das mentale Innen/die Seele – Außenwelt – soziale/gesellschaftliche Mitwelt – ermöglicht die Bildung des Geistes und Entwicklung der Identität bzw. bringt den sozialen Integrationsprozess in Gang.

Der Mensch verfügt über große Vielseitigkeit, er gehört zu den nicht-spezialisierten Säugetieren und damit ist es für ihn möglich – wie Vollmer es ausdrückt – „sich auf der ganzen Erde durchzusetzen“ – zum „Kosmopoliten“ zu werden.²

Die Entwicklung der Kognition

Der Mensch ist ein bio-psycho-soziales, mit Geist ausgestattetes Lebewesen, ist gespannt zwischen Individualität und Gesellschaftlichkeit und muss, wie jedes Lebewesen, lernen um überleben zu können. Was die Humanspezifität ausmacht ist der Umstand, dass Instinkte im Vergleich zum Tier weniger gut ausgebildet sind und dass dieses Manko durch spezifische Lernprozesse zu kompensieren ist.

Die erwähnte Gespanntheit beginnt bereits in den Anfängen der frühkindlichen Ontogenese.

Günter Dux beschreibt dies wie folgt: *„Ein Lebewesen, das – wie der Mensch – über nur wenige rudimentäre Interaktionsformen mit der Außenwelt, die Artgenossen eingeschlossen, verfügt, die bereits durch das Genom präfixiert sind, muß den Bildungsprozeß in der frühen Ontogenese beginnen, wenn es nicht untergehen soll.“*³

Dieser konstruktive Prozess wurde und wird von jedem einzelnen je geborenen Kind in gleicher Weise durchgemacht, jeweils von der gleichen kulturellen Nullage heraus. Die kognitiven Strukturen müssen von jedem Einzelnen aus eigener Kraft entwickelt werden, nur

¹ Plessner, Helmuth: *Mit anderen Augen*. S 10 f

² Vollmer, Gerhard: *Evolutionäre Erkenntnistheorie*. S 79

³ Dux, Günter: *Historisch-genetische Theorie der Kultur*, S 61

deren Inhalte können sodann im Zuge des Wissenstransportes aus der Mitwelt übernommen werden.

Was muss der Mensch lernen, um sein Menschsein entwickeln zu können ? Unter welchen Bedingungen werden kognitive Strukturen aufgebaut, wie wird Intelligenz hervorgebracht ? Wie kommt es zum „take off“ des menschlichen Denkens ? Günter Dux formuliert dies folgendermaßen: „Ontogenetisch beginnt der Prozeß mit der kulturellen Nullage der Geburt, phylogenetisch reicht er weiter zurück. Soviel scheint nach allem sicher: Eine *abstraction réfléchissante* im eigentlichen Sinne entsteht erst aus der Interaktion mit der Außenwelt. Sie bestimmt den Prozess der Entwicklung der Erkenntnis.“ Für Günter Dux ist diese These das „Revolutionäre der genetischen Theorie“ Piagets.¹

Lebensformen müssen von den Gattungsgliedern erst erworben werden, was auch die Voraussetzung dafür ist, dass das nachkommende Lebewesen lebensfähig ist. Es muss aus seiner genetischen Verfassung heraus sein Dasein in der Interaktion mit seinem Umfeld, seiner Umwelt konstruktiv ausbilden. Massiv beeinflussen lassen sich diese Strukturen nicht. Günter Dux geht sogar davon aus, dass die Ausbildung der Handlungskompetenzen die Basis für die Bildung sämtlicher übrigen sozialen und kulturellen Strukturen, für das Denken und auch die Sprache, darstellt. Er sucht hierin die Verbindung von menschlicher Natur und Geist zu finden und trifft auf die naturalistische Theorie Piagets, nämlich dass der menschliche Organismus zwar über die Voraussetzungen verfügt, um Erkenntnisstrukturen zu entwickeln, nicht jedoch bereits über diese Strukturen selbst. Der Körper bietet nur die Sensorik, um den Prozess der Interaktion mit der Umwelt zu ermöglichen, um mit ihr und den Anforderungen Schritt halten zu können. Die Frage, ob Gedächtnisleistung, Sprachvermögen, die Fähigkeit zu abstrahieren usw., also die geistigen Leistungen des Menschen, vererbt werden, kann positiv beantwortet werden. Gerhard Vollmer verweist diesbezüglich auf die Mendelsche Vererbungslehre, wonach die Ausbildung von Merkmalen auf jene spezifischen Gene zurückzuführen ist, die in ihrer Gemeinsamkeit wirken, sei es additiv oder komplementär.²

Alle sensorischen Leistungen, auch die frühkindlichen Reflexe, die ja organischen Ursprungs sind, stellen die Voraussetzung und den Anstoß dar, dass der Erkenntnisprozess des Menschen aus seiner soziokulturellen Nullage heraus in Gang gesetzt wird; in diesem Vorgang liegt die Verbindung zwischen Körper und Geist, wobei die Voraussetzung für den oben erwähnten „take off“ in der Entwicklung der Handlungskompetenz das menschliche Gehirn

¹ Dux, Günter: *Historisch-genetische Theorie der Kultur*. S 203 ff

² vgl. Vollmer, Gerhard: *Evolutionäre Erkenntnistheorie*. S 65

ist: „Es ist für das Verständnis des Erwerbsprozesses der kognitiven Strukturen notwendig, zwischen Kapazität und Kompetenz zu unterscheiden. Die Kapazität ist das, was natural mitgebracht wird, Kompetenz ist das, was in operativen Formen entwickelt wird.“¹

Wie revolutionär die Erkenntnisse Piagets sind zeigt sich zum Beispiel im Vergleich zu den Ausführungen Arthur Schopenhauers, der von 1788 bis 1860, also etwa hundert Jahre vor der Zeit Piagets, lebt. Er hat noch einen anderen Blickwinkel auf den Zusammenhang der (kognitiven) Entwicklung des Kindes und damit im Zusammenhang stehend mit dem Erleben des Alters.

Die Kindheit ist für Schopenhauer eine Lebensphase mit geringen Ansprüchen, wenig Beziehungen und sie bietet damit auch kaum Möglichkeiten, den Willen zu fordern bzw. zu fördern. Die ersten Lebensjahre sind vom Erkennen geprägt, das ist das Wesentliche dieser Phase – diesbezüglich deckt sich seine Aussage mit jener Piagets. Erklärt wird dies von Schopenhauer damit, dass die kognitive Entwicklung schon im Kindesalter, mit sieben Jahren, abgeschlossen ist und der voll entwickelte, aber noch nicht reife Intellekt sich in einer Welt findet, in der „alles, alles mit dem Reize der Neuheit überfirnißt ist.“ Alles Neue wirkt einzigartig, „Je jünger wir sind, desto mehr vertritt jedes Einzelne seine ganze Gattung.“² Es besteht eine große Diskrepanz in der Beurteilung von Dingen zwischen der Kindheit und dem Alter: Für das Kind ist die Welt noch voll Poesie, dennoch legt es sich selbst den Grundstein dafür, wie es als erwachsener Mensch, in späteren Jahren seine Erfahrungen, die Welt kategorisiert. Da das Kind wenig Kontakt zu seiner Umwelt hat, prägen sich die Erlebnisse der Kindheit fest in das Gedächtnis ein.

In der – allerdings nur als Theorie vorgestellten – Empfehlung, das Umfeld des Heranwachsenden einzuschränken, ihm seine Phantastereien abzugewöhnen und seine falschen Gedanken langsam und behutsam durch richtige Begriffe zu ersetzen, klaffen die Ausführungen Schopenhauers mit den heutigen wissenschaftlich anerkannten Theorien der kognitiven Entwicklung, auch jener Piagets, also weit auseinander, wonach Erkenntnis nur ein Resultat ständigen, ununterbrochenen Interagierens zwischen Subjekt und Objekt bzw. Subjekt und Subjekt sein kann.

Weiters meint Schopenhauer, dass keine noch so gute und engagierte Erziehung auf die moralische Haltung der heranwachsenden Kindes oder auf seine kognitiven Fähigkeiten

¹ Dux, Günter: *Historisch-genetische Theorie der Kultur*. S 205

² Schopenhauer, Arthur: „Aphorismen zur Lebensweisheit“. In: Ders.: *Parerga und Paralipomena*. S 569 ff

Einfluss nehmen kann. Wohin und in welchem Maße sich der Mensch entwickelt, ist demnach ausschließlich das Resultat dessen, was er aus sich selbst gestaltet, denn es „[...] können keine Pestalozzische[n] Erziehungskünste aus einem geborenen Tropf einen denkenden Menschen bilden: nie! er ist als Tropf geboren und muß als Tropf sterben.“¹

Es zeigt sich der Kern von Piagets Forschungen in der Verbindung des menschlichen Organismus mit seiner Umwelt, der Beziehung zwischen Subjekt und Objekt, dem Setzen von Handlungen – von einfachen motorischen Bewegungen am Beginn der Operationalität bis zu umfassenden geistigen Operationen. Um ein Objekt erkennen zu können, um Erkenntnis über dieses Objekt zu erlangen, muss das Subjekt eine Beziehung zu ihm herstellen, muss auf es einwirken. Piaget nennt derlei Handlungen „*Transformationen*“.² Die Beziehung zwischen Subjekt und Objekt ist in ständiger Veränderung begriffen, sie ist niemals stabil. Daher bedarf es der ständigen Interaktionen, einer Abfolge von Konstruktionen – dem Ergebnis der ständigen Wechselwirkungen - um sich sukzessive einer objektiven Beurteilung des Objektes annähern zu können.

Objektive Erkenntnis erfordert Handlungsstrukturen, die das Ergebnis von Konstruktion sind, d.h. dass diese Strukturen auf Handlungen zurückzuführen sind und weder dem Objekt zuzuschreiben noch im Subjekt bereits vorhanden sind. Das Subjekt erwirbt, lernt erst im Laufe seiner geistigen Entwicklung seine Handlungen zu steuern, es baut dadurch Strukturen auf und kommt dank der Wechselwirkung Objekt-Subjekt zu Erkenntnis.

Damit sich in die bereits abgeschlossenen bzw. sich noch entwickelnden Strukturen neue Informationen integrieren können, bedarf es der Assimilation, der kognitiven Anpassung um einen Gleichgewichtszustand zu erreichen. Assimilation sichert zugleich auch die Beibehaltung der bestehenden Strukturen sowie deren Erweiterung um neue Elemente.

Untrennbar mit der Assimilation verbunden ist die Akkommodation, beide bedingen einander. „Entsprechend nennen wir [...] jede Modifikation eines Assimilationsplans (oder einer Assimilationsstruktur), die durch die von ihr assimilierten Elemente hervorgerufen wird, Akkommodation.“³ Piaget weist mit Nachdruck darauf hin, dass Akkommodation ohne gleichzeitige Assimilation nicht möglich ist und verweist hier auf sogen. Reaktionsnormen: „Ein Genotyp kann ein mehr oder minder breites Spektrum möglicher Akkommodationen

¹ Schopenhauer, Arthur: Aphorismen zur Lebensweisheit“- In: Ders.: *Parerga und Paralipomena*. S 571

² vgl. Piaget, Jean: *Meine Theorie der geistigen Entwicklung*. S 25

³ ebd. S 34

bieten, aber alle bewegen sich innerhalb einer bestimmten statistisch definierten Norm. In gleicher Weise ist das Subjekt in kognitiver Hinsicht zu verschiedenen Akkommodationen in der Lage, aber nur innerhalb gewisser Grenzen, die durch die Notwendigkeit gesetzt werden, die entsprechenden Assimilationsstrukturen zu bewahren.“¹

Assimilation und Akkommodation sind zwar untrennbar miteinander verbunden, in jeder Handlung setzt das eine das andere voraus, doch ist deren Verhältnis nur selten ausgewogen bzw. stabil. Erst wenn (annähernd) ein Gleichgewicht erzielt wird, das jedoch steter Veränderung unterliegt, bezeichnet Piaget dies als „vollständigen Intelligenzakt“². Wenn Informationen über ein Objekt zwar aufgenommen aber nicht zur Gänze verinnerlicht werden, die Akkommodation also hinter der Assimilation zurückbleibt, kann dies ein Hinweis für ein egozentrisches oder sogar autistisches Verhalten sein. Im gegensätzlichen Fall, wenn die Akkommodation stärker als die Assimilation ist, also äußerliche Eindrücke außerordentlich stark verinnerlicht werden, führt dies zu Nachahmungsverhalten, d.h. vom Nachahmen durch Handlungen bis zur verinnerlichten Nachahmung.

Assimilation - Akkommodation – Äquilibration, die permanente Zentrierung und Dezentrierung, dieser Prozess ist das Wesentliche bei der Entwicklung der Intelligenz, wobei die Fähigkeit zur Dezentrierung bzw. der Exzentrierung die Bedingung für Objektivität darstellt.³

In einer kurzen Zusammenfassung kommt Erkenntnis wie folgt zustande:

- Durch endogene Prozesse wird die Umwelt wahrgenommen und in eine handbare Form gebracht. Es ist dies die Phase der Assimilation
- Durch die folgende Phase der Akkommodation wird das kognitive Schema an die Umwelt bzw. Realität angepasst
- In der Äquilibration wird das Gleichgewicht von Assimilation und Akkommodation erreicht.

Wenn nun der Mensch, das Subjekt, mittels seiner Handlungen in der Lage ist, in einem schrittweisen Prozess Strukturen aufzubauen, so ergeben sich daraus verschiedene Stadien – Entwicklungsstadien - der kognitiven Entwicklung.

¹ Piaget, Jean: *Meine Theorie der geistigen Entwicklung*. S 34

² vgl. ebd. S 35

³ vgl. ebd. S 38

Piagets genetische Theorie ist strukturalistisch, d.h. allen Prozessen des Denkens liegen vier geistige Operationen zugrunde. Voraussetzung dafür ist ein strukturiertes Verhaltensmuster, das die Interaktion mit der Umwelt widerspiegelt.

Die vier Haupt-Entwicklungsphasen bzw. Stufen der Operationalität sind: ¹

- Das sensomotorische Stadium im Alter von 0 bis ca. 1,5 Jahren:

Kennzeichen sind der Erwerb von sensomotorischer Koordination, praktischer Intelligenz und die kognitive Leistung zu begreifen, dass Objekte auch dann existieren, wenn sie sich außerhalb des Wahrnehmungsfeldes befinden.

- Das präoperationale Stadium oder die Periode der Vorstellungsintelligenz im Alter von ca. 2 bis 7 Jahren:

kennzeichnend sind der Erwerb des Vorstellungs- und Sprechvermögens, es kommt zu konkreten Operationen. Wesentlich ist der weiter bestehende Egozentrismus, wonach das Kind alle Ereignisse vom eigenen Standpunkt bewertet. Das Denken des Kindes beruht nicht auf Logik, alle Vorgänge werden in kausalen Zusammenhang gebracht.

- Das konkret-operationale Stadium im Alter von 7 bis ca. 12 Jahren:

Kennzeichen sind der Erwerb von Dezentrierung, d.i. die Fähigkeit, die Aufmerksamkeit auf mehrere Merkmale eines Objektes oder Ereignisse zu richten und diese Merkmale in Beziehung zueinander zu setzen. Erreicht wird das Erkennen von Mehrdimensionalität von Objekten, Entwicklung von Reversibilität, d.h. geistige Operationen werden vollständig durchgeführt und können auch wieder umgekehrt, der ursprüngliche Zustand kann wiederhergestellt werden. Das Denken ist beschränkt auf anschauliche Erfahrungen, basiert auf Intuitionen.

- Das formal-operationale Stadium, das im Alter von ca. 13 Jahren erreicht ist.

¹ Piaget, Jean: *Meine Theorie der geistigen Entwicklung*. S 40 ff

Der Mensch ist nun in der Lage, nicht nur über konkrete Dinge, sondern auch über Gedanken nachzudenken, auch abstrakt zu denken und aus vorhandenen Informationen Schlüsse ziehen zu können.

In jeder Entwicklungsphase ist den jeweiligen zentralen Bedürfnissen gerecht zu werden, jedes Stadium geht aus dem vorangegangenen hervor und ist wiederum Basis für das nächstfolgende. Das jeweils vergangene Stadium ist mit Ausnahme einzelner Leistungen, die in den folgenden Stadien weiter differenziert werden, nicht mehr zugänglich, die Regression in ein früheres Stadium ist demnach unmöglich. Die Stadien der kognitiven Entwicklung, die ein Mensch durchläuft – und dies gilt für ausnahmslos alle seine Artgenossen - zeigen eine vorgegebene Reihenfolge. Auch erfolgt die jeweilige Entwicklung innerhalb eines Stadiums von einer instabilen zu einer endgültigen, stabilen Struktur, von den Anfängen bis zur Vollendung.

Piaget weist darauf hin, dass die vorgegebene, stets gleiche Reihenfolge der Entwicklungsstadien keinesfalls falsch, als biologischer Reifungsprozess, zu interpretieren ist. Die Rolle der biologischen Entwicklung ist nur jene der Bereitstellung von Kapazität, für die Entwicklung der Kompetenz ist allein die Leistung des Subjektes verantwortlich.¹ Daher ist es auch einsichtig, wenn Piaget davon ausgeht, dass es vom jeweiligen Subjekt abhängt, wie schnell oder langsam die einzelnen Stadien durchschritten werden und Lernen den Entwicklungsphasen daher untergeordnet ist.

Der Mensch wird in die Lage versetzt, sich in einer bereits existierenden Welt zurechtzufinden, in ihr zu überleben, da er über die bereits oben erwähnte Kapazität – das Gehirn – verfügt, um die nötige Kompetenz zu erlangen. Allerdings bedeutet dies auch, dass der Mensch in seiner naturalen Organisation verhaftet ist und bleibt.

Ähnlich wie Günter Dux und Jean Piaget argumentiert auch Gerhard Vollmer, wenn er den Standpunkt vertritt, dass der Erkenntnisapparat des Menschen ein Ergebnis der Evolution ist und die kognitiven, subjektiven Strukturen unserer Umwelt angepasst sind, weil sie sich im Laufe der Evolution aus der realen Welt herausgebildet haben.² Zu unterscheiden ist dabei zwischen den Begriffen angeboren und ererbt, wobei die Grenzen verschwimmen. Während ein angeborenes Merkmal von Geburt an vorhanden ist, z.B. eine körperliche oder geistige

¹ vgl. Dux, Günter: *Historisch-genetische Theorie der Kultur*. S 205

² vgl. Vollmer, Gerhard: *Evolutionäre Erkenntnistheorie*. S 19

Beeinträchtigung, spricht man von einem ererbten Merkmal, wenn es sich aufgrund der Erbanlagen im Laufe des Menschenlebens entwickelt.

Aber nach Gerhard Vollmer lebt der Mensch auch in einer Welt der „mittleren Dimension“ oder im Mesokosmos bzw. der Alltagswelt und darauf ist sein Erkennen grundsätzlich eingeschränkt. Es ist der Bereich, den ein Mensch mit seinen genetisch bedingten, in der Evolution entstandenen Strukturen kognitiv bewältigen kann. Je weiter wir uns von unserer Alltagswelt, unserem Mesokosmos entfernen und in neue Dimensionen gelangen, umso wahrscheinlicher wird es, dass unsere kognitiven Fähigkeiten versagen.¹ Dem Denken und der geistigen Leistungsfähigkeit des Menschen sind demnach Grenzen gesetzt, die er nicht überschreiten kann. Dass sich der Mensch dieser Beschränktheit nicht bewusst ist, dass er seine Fähigkeiten bis zur Überheblichkeit grob überschätzt, beweist seine Hilflosigkeit im Angesicht von Natur- oder sonstigen Katastrophen.

Ist es möglich, dass die subjektiven Strukturen des Menschen mit den realen Strukturen der Welt – wenn auch nur teilweise – übereinstimmen? Unter der Annahme, dass es angeborene und vererbte Erkenntnisstrukturen gibt, dann unterliegen sie gemäß der Evolutionstheorie der Selektion und der Mutation, sie passen sich, ähnlich wie Organe des Körpers, der realen Umwelt an, ermöglichen ihm durch Übereinstimmung das Überleben: „Die Gesetze der Evolution besagen, dass nur überlebt, wer hinreichend angepasst ist. Einfach daraus, dass wir noch leben, können wir also schließen, dass wir „hinreichend angepasst“ sind, d.h. dass unsere Erkenntnisstrukturen hinreichend „realistisch“ sind.“² Vollmer bezeichnet die evolutionäre Erkenntnistheorie als die für die Philosophie „echte kopernikanische Wende“. Der Mensch steht nicht mehr im Mittelpunkt des Geschehens, der Welt, sondern er ist „ein unbedeutender Beobachter kosmischen Geschehens, der seine Rolle meist weit überschätzt hat“.³

Der Wechsel von der absolutistischen Logik zur prozessualen Logik ist die Voraussetzung dafür, um die ontogenetische Wende in der Bildung der Kognitionstheorie Piagets umsetzen bzw. nachvollziehen zu können. Dux beschreibt es mit einem Satz sehr treffend: „Während für das Denken in der traditionellen Logik gilt: Nichts Neues unter der

¹ vgl. Vollmer, Gerhard: *Evolutionäre Erkenntnistheorie*. S 161 ff

² vgl. ebd. S 102 f

³ ebd. S 172

Sonne, gilt für die prozessuale Logik gerade, dass etwas zu entstehen vermag, was es zuvor nicht gab, auch nicht potentialiter.“¹ Damit wird ausgedrückt, dass nur mit Hilfe der prozessualen Logik nachvollziehbar ist, wie sich die naturalen Voraussetzungen für die geistige und soziokulturelle Organisationsform des Menschen und die Aufbauprozesse entwickeln konnten. Sein und Werden sind ident, alles was ist, muss prozesshaft gedacht werden. Die Natur des Menschen ermöglicht den „take-off“, die Geistigkeit aber muss jeder Akteur, jeder einzelne Mensch in einem Prozess selbst bewerkstelligen.

Das Alter(n) des Menschen

Das Alter hat viele Gesichter. „Einige dieser Gesichter stimmen hoffnungsvoll, andere geben Anlaß zur Traurigkeit und Melancholie. Eine echte Belle Epoque wird das Alter wohl nie werden.“²

Was kennzeichnet den Lebensabschnitt des Alters ? Es ist das Wissen um eine täglich/stündlich kürzer werdende Zukunft, die Abnahme und auch der Verlust von Fähigkeiten, die Konfrontation mit Rollenzuweisungen und schließlich der Tod. Arthur Schopenhauer schreibt dazu „Vom Standpunkt der Jugend aus gesehn, ist das Leben eine unendlich lange Zukunft; vom Standpunkt des Alters aus, eine sehr kurze Vergangenheit; so dass es Anfangs sich uns darstellt wie die Dinge, wann wir das Objektivglas des Opernkuckers ans Auge legen, zuletzt aber wie wann das Okular. Man muß alt geworden seyn, also lange gelebt haben, um zu erkennen, wie kurz das Leben ist.“³

Maria Nühlen-Graab beschreibt sechs unterschiedliche Grundpositionen für das Verständnis von Alter, wie sie in der Philosophiegeschichte nachvollziehbar sind⁴:

1. Für die körperliche und geistige Befindlichkeit im Alter ist der Betroffene selbst verantwortlich. Der tugendhafter Lebenswandel und die Vorsorge für sich selbst sind ausschlaggebend für das Wohlbefinden im Alter, d.h. dass es in der

¹ Dux, Günter: *Historisch-genetische Theorie der Kultur*. S 170

² Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor*. S 29

³ Schopenhauer, Arthur: *Aphorismen zur Lebensweisheit*. In: Ders.: *Parerga und Paralipomena* S 576

⁴ Nühlen-Graab, Maria: *Philosophische Grundlagen der Gerontologie*. S 195

Verantwortung des Einzelnen liegt, körperlichen und geistigen Verfall im Alter zu vermeiden, mit seinen Kräften gut hauszuhalten.

2. Im Alter erntet der Mensch die Verdienste seines bisherigen Lebens. Nur diese Leistungen zählen, das Ansehen ist vom körperlichen oder geistigen Zustand des alten Menschen unabhängig.

3. Körperliche Defizite können durch geistige Leistungen kompensiert werden, der körperliche Zustand unterliegt den intellektuellen Fähigkeiten. Daher kann das Alter für Weisheit stehen, Glück und Freude bereiten. Der Mensch als biologisches Wesen muss sich dem Alterungsprozess unterwerfen, wobei ein langes Leben sowie Gesundheit oder Krankheit im Individuum grundlegend vorgegeben sind, eine gute Lebensführung das Übel des Alters jedoch abschwächen kann.

4. Das Alter macht den Menschen minderwertig. Seine körperlichen und geistigen Kräfte schwinden, er verliert Würde und im sozialen Beziehungsfeld sein Ansehen. Das Nachlassen der körperlichen, aber auch geistigen Kräfte, tritt umso weniger zutage, je mehr Kräfte in jüngeren Jahren entwickelt wurden, von denen man im Alter zehren kann¹.

5. Im Altern des Menschen kann und soll ein Sinn gefunden werden.

Beachtenswert sind die Ausführungen Arthur Schopenhauers², der in seinem 1851 erschienen Werk *Parerga und Paralipomena* über die geistige Entwicklung des Kindes, des Jugendlichen und Erwachsenen bis zum alten Menschen aphoristische Aussagen trifft. Wie für Aphorismen bezeichnend, bringt Schopenhauer darin seine persönlichen Erfahrungen ein (er war damals im 63. Lebensjahr). Seine Beschreibung des menschlichen Lebenslaufes spiegelt seine vornehmlich pessimistische Lebenseinstellung wider: „Die Heiterkeit und der Lebensmut unserer Jugend beruht zum Teil darauf, dass wir bergaufgehend den Tod nicht sehn; weil er am Fuß der andern Seite des Berges liegt. Haben wir aber den Gipfel überschritten, dann werden wir den Tod, welchen wir bis dahin nur von Hörensagen kannten, wirklich ansichtig, [...] Solange wir jung sind – man mag uns sagen, was man will – halten wir das Leben für endlos und gehen danach mit der Zeit um. [...] Denn im spätern Alter erregt

¹ vgl. Schopenhauer, Arthur: „Aphorismen zur Lebensweisheit“. In: Ders.: *Parerga und Paralipomena*. S 578

² vgl. ebd. S 569 ff

jeder verlebte Tag eine Empfindung, welche der verwandt ist, die bei jedem Schritt ein zum Hochgericht geführter Delinquent hat.“¹

Alt zu werden im 20./beginnenden 21. Jahrhundert ist in den westlichen Industriestaaten meist gleichbedeutend mit dem Ende der Erwerbsarbeit sowie der Befreiung von diversen Verpflichtungen, aber auch mit finanziellen Einbußen, oft sozialer Isolation, Einsamkeit, all das trotz genereller Altersversorgung. Die Einschätzung des Alters reicht von der Stereotypisierung der Ruhebedürftigkeit, Bedürfnislosigkeit bis zum Standpunkt, dass alte Menschen wertlos für die Gesellschaft wären und – trotz steigender Zahl – eine Randgruppe der Gesellschaft darstellen².

Dass der Alterungsprozess unterschiedlich abläuft und noch kein einheitliches und für jeden Menschen eindeutig zuschreibbares Merkmal für Alter gefunden werden konnte, ist drei Gründen zuzuschreiben:³

- Der Alterungsprozess ist nicht auf die genetische Ausstattung des Menschen zurückzuführen, aber das Genom bietet ein reiches Potential für das menschliche Leben. Verbesserte Umweltbedingungen und medizinische Versorgung führen zu einer immer höheren Lebenserwartung, wobei das biologische Maximalalter von etwa 110 bis 120 Jahren nur von wenigen Menschen erreicht wird.
- Es kommt zur Summierung der unterschiedlichen sozialen, kulturellen Rahmenbedingungen. Der Umstand, dass mit zunehmendem Lebensalter der Einfluss bzw. die Zuwendung der Gesellschaft geringer wird, fördert die Individualisierung der einzelnen Schicksale.
- Die große Variabilität des Alterungsprozesses wird zusätzlich diversifiziert durch individuelle Belastungen wie z.B. Todesfälle im engen Umfeld, oder Ereignisse, welche den normalen Vorgang des älter Werdens überschatten.

Dass der Mensch sich seines eigenen Alterungsprozesses, seiner Endlichkeit bewusst ist, der Veränderungen, die nicht nur mit seinem Körper, sondern auch mit und in seinem

¹Schopenhauer, Arthur: „Aphorismen zur Lebensweisheit“. In: Ders.: *Parerga und Paralipomena*. S 575 f

²Nühlen-Graab, Maria: *Philosophische Grundlagen der Gerontologie*. S 187

³vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 16 ff

Geist geschehen, dass er diese er-leben kann, verdankt er seiner Fähigkeit der Exzentrierung, der Auseinandersetzung mit dem Selbst.

Im Mittelpunkt der Altersforschung steht der Mensch und das Ergebnis des – seines – Altwerdens. Zu unterscheiden ist zwischen Alter – „eine Phase, ein Abschnitt oder eine Stufe des Lebens“ und Altern – „als Veränderung und Prozeß mit Fort- und Rückentwicklung, mit Zu- und Abnahmen“¹. Während dem Alter als Lebensabschnitt nicht nur negative – Krankheit, Machtverlust, etc. - sondern auch angenehme und positive Aspekte zugebilligt werden, wie z.B. Ruhe, Zeit und finanzielle Mittel für leibliche Genüsse, wird das Altern – gemeint ist hier die Zeitspanne ab dem Erwachsenenalter - als ein meist negativ besetzter Prozess des körperlichen und vor allem gefürchteten geistigen Abbaus der Kräfte nach dem Höhepunkt des Lebens² qualifiziert.

Wie kann der Begriff „alt“ in unserem westlichen Kulturkreis des 21. Jahrhunderts definiert werden ? Georg Elwert³ nennt drei Dinge, die in dieser Begrifflichkeit miteinander verwoben sind:

- „den relativen Zeitabstand von Geburten (älter sein als jemand),
- das absolute Lebensalter (x Jahre alt) und
- das subjektive biologische Alter (alt fühlen und wirken) „

und weist darauf hin, dass dies nur für die westlichen Industriestaaten zutrifft und in anderen Gesellschaften bzw. Kulturkreisen keine Gültigkeit haben muss. Das Problem, eine allgemein gültige Definition für das Altern zu finden beruht darauf, dass jedes Individuum nicht nur mit unterschiedlicher Geschwindigkeit altert, sondern dass die damit einher gehenden Veränderungen unterschiedlich ausgeprägt sind.

Die kognitive (Weiter)entwicklung

Die Bedeutung des Begriffs Entwicklung als Vorgang bzw. Wandel kann Entstehung, Veränderung, aber auch Vergehen subsumieren⁴. und es ist daher legitim, diese Bezeichnung mit dem Verlauf der Kognition in Verbindung zu setzen.

¹ Nühlen-Graab, Maria: *Philosophische Grundlagen der Gerontologie*. S 20

² vgl. ebd. S 33

³ vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studientext zur Gerontologie*. S 263

⁴ <http://de.wikipedia.org/wiki/Entwicklung> abgerufen am 4. Mai 2011

Die Entwicklung der Kognition des Menschen ist mit dem Eintritt in das letzte der von Jean Piaget festgehaltenen vier Entwicklungsstadien – das formal-operationale Stadium im Alter von ca. 14 Jahren – nicht abgeschlossen. Für Baltes ist der Mensch ein Mängelwesen „und das Alter ist die überprägnante Ausformung dieses Spezifikums.“¹ Es ist grosso modo die Lebensphase der Verluste - an körperlicher Kraft, aber letztlich auch in Bezug auf die Leistungen des Gehirns.

Diese Leistungsfähigkeit des Gehirns ist ein zentrales Thema, sowohl für den alternden Menschen selbst als auch für das gesamte Gebiet der Gerontologie, denn die Auswirkungen von kognitiven Beeinträchtigungen wirken sich massiv auf das Leben des Einzelnen und nicht zuletzt auf die Gemeinschaft aus.

Doch was versteht man unter intellektueller Leistungsfähigkeit ?

Es handelt sich – nach Paul B. Baltes² – bei den meisten Theorien über die Intelligenz beim erwachsenen Menschen nicht um eine oder einige Fähigkeiten, sondern vielmehr um ein ganzes System von geistigen Prozessen, um ein mehrdimensionales Konstrukt. Durch das Zusammenwirken aller Komponenten entsteht das, was unter „Allgemeine Intelligenz“ oder intellektuelle Leistungsfähigkeit subsumiert wird: Denkfähigkeit, Wahrnehmungsgeschwindigkeit, Gedächtnis, Wortflüssigkeit, Wissen. Intelligenz ist also kein Begriff von Einheit, kein einheitliches Charakteristikum, sondern bezeichnet eine breite Palette von Fähigkeiten.

Was beim jüngeren Menschen für seine kognitive Leistungsfähigkeit von Bedeutung ist, nämlich die sehr individuellen Quellen dessen was seine Intelligenz ausmachen: unterschiedliche Begabung, Bildung und Beruf – all diese ursprünglich unabhängig voneinander bestehenden Parameter kommen in immer größer werdende Abhängigkeit voneinander, je mehr die Ressourcen des Körpers versagen, je älter der Mensch wird.

In der Altersforschung hat sich eine getrennte Beurteilung von zwei Faktoren des erwähnten mehrdimensionalen Konstruktes Intelligenz bewährt, nämlich die Theorie der fluiden oder

¹ Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 264

² vgl. ebd. S 248

mechanischen und jene der kristallinen oder pragmatischen Intelligenz. Beide Dimensionen zeigen mit zunehmendem Alter völlig andere Verläufe. ¹ Die Ergebnisse der diesbezüglichen gerontologischen Forschung führen zu dem, was Baltes als „Doppelgesicht der Intelligenz im Alter“ bezeichnet. ²

Die fluide Intelligenz betrifft die kognitive Fähigkeit, die es dem Menschen ermöglicht - unabhängig vom Bildungsstand - Zusammenhänge zu erkennen, Schlüsse zu ziehen, abstrakte Probleme zu lösen. Sie zeigt sich in grundlegenden Denkprozessen. Die fluide oder auch mechanische Intelligenz kann auch als die Hardware der Kognition bezeichnet werden, sie ist die biologische Vorgabe, ist in der Ontogenese „programmiert“ und vom Alterungsprozess vornehmlich betroffen. Sie ist vor allem verantwortlich für grundlegende Informations- und Wahrnehmungsprozesse. Aufgrund der neurobiologischen Faktoren, die für die Mechanik der Intelligenz bestimmend sind, wirkt sich der generelle altersbedingte Abbau von neurobiologischen Prozessen beim Menschen auf diesen Parameter der Intelligenz besonders gravierend aus: Es fällt dem Betroffenen zunehmend schwerer, Denkaufgaben sowie Aufgaben zu bewältigen, die ein schnelles Verarbeiten von Informationen oder hohe Leistungen in Bezug auf die Koordination einzelner Schritte und das Unterdrücken nicht benötigter, unwesentlicher Informationen erfordern. Allerdings ist es sehr wohl möglich, in begrenztem Rahmen und durch entsprechendes geistiges Training auch in späteren Lebensjahren die Leistungen der fluiden Intelligenz nicht nur zu bewahren sondern sogar noch zu steigern. Diese mögliche Leistungssteigerung wird jedoch nicht so sehr in der Verbesserung der Mechanik selbst geortet, sondern vielmehr im Aneignen neuer Denkbeziehungsweise Gedächtnisstrategien, die den gewussten Einsatz der mechanischen Intelligenz fördern.

Die Sensorik übernimmt bei der fluiden, mechanischen Intelligenz eine wesentliche Rolle. In der Berliner Altersstudie ³ wird die Beziehung zwischen den sensorischen Funktionen und dem Intellekt an 516 Probanden untersucht. Während beim jüngeren Erwachsenen das Seh- und Hörvermögen für den Intelligenzgrad kaum relevant ist, zeigt die Studie über alte Menschen eine enge Abhängigkeit der kognitiven Leistung von den noch vorhandenen sensorischen Leistungen, den visuellen und auditiven Fähigkeiten, aber auch

¹ Lindenberger, Ulman/Smith, Jacqui/Mayer, Karl Ulrich/ Baltes B.Paul (alle Hg.):
Die Berliner Altersstudie. S 383

² vgl. Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor. S 44 und*
Baltes, Paul B./Lindenberg, U./Staudinger, Ursula M.: *Die zwei Gesichter der Intelligenz im Alter.*

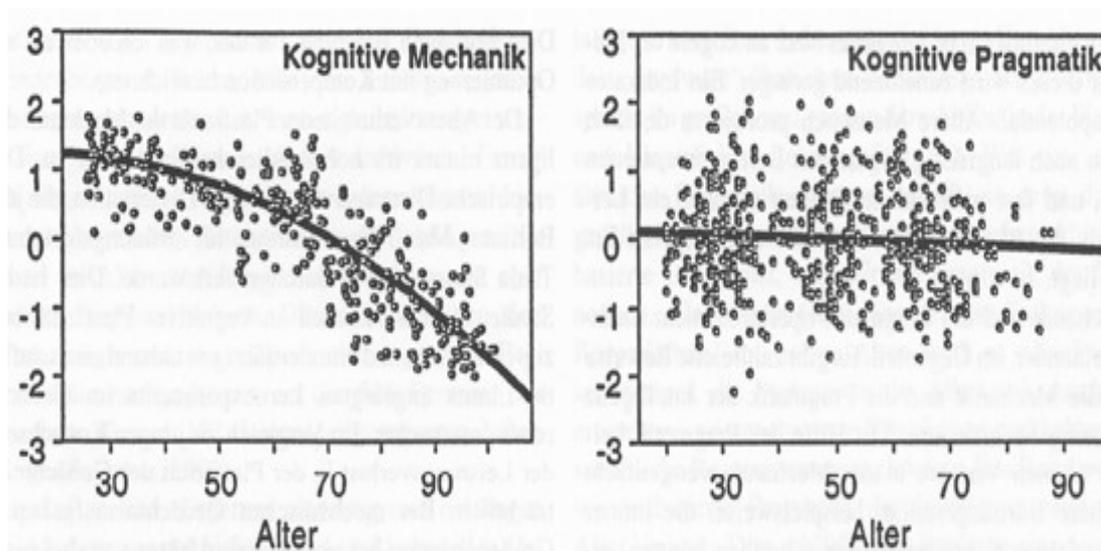
³ Lindenberger, Ulman/Smith, Jacqui/Mayer, Karl Ulrich/ Baltes B.Paul (alle Hg.):
Die Berliner Altersstudie.S 25 ff

dem Gleichgewicht und der Haltung. Als Ursache dafür wird aufgrund der zahlreichen Tests vermutet, dass das kognitive System des alten Menschen durch eine sich verschlechternde Sensorik immer stärker belastet wird, sensorische und körperliche Tätigkeiten in zunehmendem Maße Konzentration erfordern, die zulasten der kognitiven Leistung geht und damit entsprechend weniger Kapazität für die erwähnten grundlegenden Denkprozesse vorhanden ist; damit einher geht eine Abnahme der für Intelligenzaufgaben notwendigen geistigen Reserven. Ein Abbau der kognitiven Fähigkeiten im Alter kann aber muss nicht zwingend vorliegen, ebenso ist eine zunehmende Verlagerung dieser Kapazität in Prozesse möglich, die davor von der Sensorik „automatisch“ übernommen wurden.

Die kristalline, pragmatische Intelligenz bezieht sich vor allem auf kulturell erworbenes Wissen und Denk- sowie Gedächtnisleistungen, die damit in Verbindung stehen. Dank dieses Intelligenzfaktors können Probleme durch Rückgriff auf vorhandenes Wissen gelöst werden, er ermöglicht es, Wissensbestände zu akkumulieren. Die kristalline Intelligenz ist dem alterungsbedingten Abbau im Gegensatz zur fluiden Intelligenz weitaus weniger ausgesetzt und gewährleistet damit für eine längere Zeit die Aufrechterhaltung kognitiver Fähigkeiten.¹ Da die kristalline Intelligenz über einen langen Zeitraum stabil bleibt, ist es dem Menschen oftmals möglich, bis ins hohe Alter lernfähig zu bleiben, seine diesbezüglichen kognitiven Fähigkeiten – wenn auch nur in seltenen Fällen - sogar noch zu erweitern.

Dieser Anteil an der gesamten Intelligenzleistung, die kognitive Pragmatik, kann als Software des Gehirns bezeichnet werden und spiegelt die Kultur des Menschen wider, stellt sein erworbenes Wissen dar, seine erworbenen Fähigkeiten, seinen Wortschatz, sein Verständnis für allgemeine Lebenszusammenhänge und daher nicht zuletzt das, was er in der Gesellschaft, in seinem persönlichen Umfeld repräsentiert. Dieser Prozess beginnt schon beim Kleinkind durch erste Interaktionen mit seiner Umwelt und setzt sich in allerdings differenter Qualität bis ans Lebensende fort. Letztendlich ist jedoch auch die kristalline, pragmatische Intelligenz einem altersbedingten Abbau unterworfen, wenn auch wesentlich später im Leben als dies bei der fluiden Intelligenz der Fall ist.

¹ vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 192 und S 264 ff



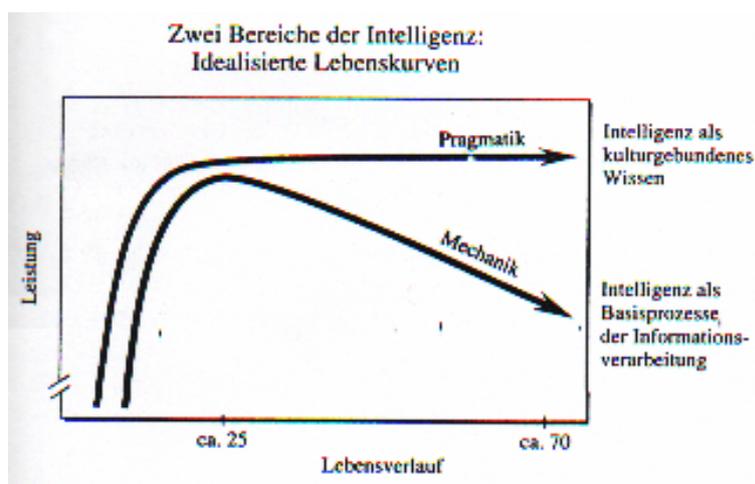
1

Problemstellungen im Alltag, die mit Hilfe von Lebenserfahrung und Lebenswissen, also der kognitiven Pragmatik, zu lösen sind, werden von alten (geistig gesunden) Menschen ungefähr bis in das achte Lebensjahrzehnt in gleicher, manchmal sogar besserer Qualität gelöst wie von jüngeren.² Lebenswissen wird in diesem Fall mit Weisheit gleichgesetzt, mit einem breiten Fundament an Wissen über das Leben, über „existentielle Aspekte der *Conditio humana*“. Weisheit umschließt hier außergewöhnliche Kenntnisse, die es ermöglichen, auch bei umfassenden und diffizilen Problemen in Bezug auf die Grundsituation und Lebensführung der (Mit-)Menschen fundiert zu raten und zu urteilen. Lebenserfahrung und Lebenswissen, Weisheit, können nicht nur die Kultur des Alters bereichern sondern auch über lange Jahre die Kompensation von Verlusten der fluiden Intelligenz durch die pragmatische Intelligenz ermöglichen und damit die Bilanz der kognitiven Fähigkeiten insgesamt ausgleichen. Wenn einerseits alte Menschen, denen Weisheit zugestanden wird, höchste Ämter in Staat oder Kirche bekleiden, ihnen Verehrung und größter Respekt entgegengebracht wird, das Alter sogar die Voraussetzung dafür zu sein scheint, bleibt der Altersphase die Akzeptanz auf breiter Ebene dennoch versagt. Denn wie Elwert erwähnt, ist alt sein allein keineswegs ein Synonym für Weisheit.³

¹ Quelle: <http://www.mpib-berlin.mpg.de/en/institut/dok/full/Baltes/alterund/index.htm>: „Alter und Altern als unvollendete Architektur der Humanontogenese“ S 4

² vgl. Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor.* S 48

³ vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie.* S 274



Verschiedene Formen der Intelligenz: Idealisierte Lebenskurven ¹

Wie ist diese unterschiedliche Geschwindigkeit im Alterungsverlauf der beiden Intelligenz-Parameter zu erklären? Begründet wird dies von Friedel M. Reischies und Ulman Lindenberger ² damit, dass durch Verwendung der vorhandenen Wissensbestände der vom Einzelnen nicht beeinflussbare Abbau der biologisch induzierten, fluiden kognitiven Fähigkeiten kompensiert wird. Dies ist jedoch nicht unbeschränkt möglich und die Fähigkeit stößt dann an ihre Grenze, wenn das angehäuften Wissen, das know how, immer weniger abgerufen, umgesetzt werden kann, keine ausreichende mechanische Intelligenz, kein entsprechendes Werkzeug dafür mehr vorhanden sind. Wie sehr die fluide, mechanische Intelligenz der Umwelt, des kulturellen Umfeldes bedarf, zeigt die Entwicklung der Kognition beim Kind (vgl. Piaget). Offen bleibt die Frage, wie weit sich diese Schere im hohen Alter schließt und der biologische Prozess des Alterns bis zur Nivellierung der beiden Altersgradienten verläuft. Baltes weist sogar darauf hin, dass wissenschaftlich noch nicht geklärt werden konnte, ob „Demenz eine Extremform der normalen altersassoziierten Veränderung der geistigen Leistungsfähigkeit oder ein qualitativ unterschiedlicher Prozess ist.“ ³ Jedenfalls muss seitens der Gesellschaft akzeptiert werden, dass die Alzheimer-Krankheit (eine von vielen Formen der Demenz) von welcher etwa ein Fünftel aller 85-

¹ Quelle: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in:

Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor.* S 45

² Lindenberger, Ulman/Smith, Jacqui/Mayer, Karl Ulrich/ Baltes B.Paul (alle Hg.):

Die Berliner Altersstudie. S 383

³ ebd. S 248

Jährigen betroffen ist, den Menschen „zu einem qualitativ anderen Wesen macht.“ Ein Lebensalter von 85 Jahren wird auch als Grenze zu einer Lebenszeit gesetzt, in welcher der generelle Altersabbau beginnt, die Funktionalitätsreduktion von Körper und Geist – wenn auch bei unterschiedlicher Geschwindigkeit – einsetzt.¹

Die Entwicklung der intellektuellen Fähigkeiten – Abbau aber auch Bewahrung oder sogar Ausweitung - vollzieht sich äußerst unterschiedlich, sowohl im Ablauf des Alterungsprozesses des einzelnen Menschen als auch in Bezug auf abgegrenzte Bevölkerungsgruppen bzw. Kohorten. Es ist keineswegs eine geradlinige Entwicklung sondern ein Zusammenwirken mehrerer Faktoren – biologische und kulturelle - für die kognitive Entwicklung nicht nur in der Kindheit sondern auch im späten Erwachsenenalter verantwortlich. Nachstehende Abbildung aus einer Studie über das Altern der Intelligenz zeigt, dass der Alterungsprozess keineswegs einheitlich verläuft und auch innerhalb eingeschränkter Altersgruppen stark variiert :

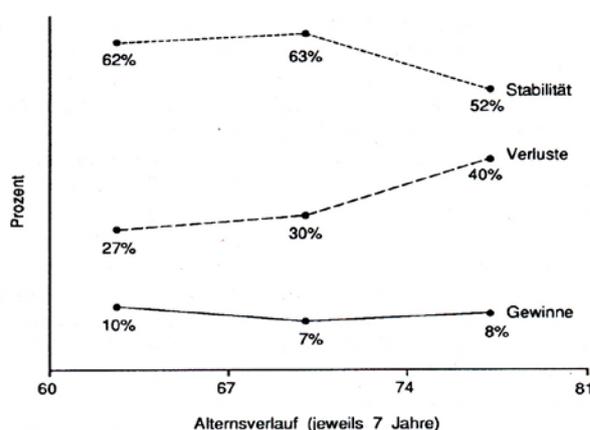


Abbildung 1: Die Ergebnisse der Seattle-Längsschnittstudie zum Altern der Intelligenz zeigen, daß es auch im höheren und hohen Alter eine große Vielfalt an Entwicklungsverläufen gibt. Selbst mit 78 Jahren zeigen noch acht Prozent der Untersuchten ein Leistungswachstum in Intelligenztests, 52 Prozent sind in ihren Leistungen im Vergleich zum letzten Erhebungszeitpunkt stabil und 40 Prozent zeigen einen Abbau (nach Schaie, 1983).

¹ Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor.* S 39

² Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie.* S 15

Findet das Stereotyp vom Abbau der kognitiven Fähigkeiten infolge des Alterungsprozesses somit auch eine theoretische Begründung, ist das Klischee vom alten Menschen, der in geistiger Hinsicht wieder zum Kind wird, berechtigt? Diese Frage kann nur mit einem „Jein“ beantwortet werden, da die kognitiven Abläufe bei jedem Menschen – wenn auch in sehr unterschiedlichem Maße und bei differenter Geschwindigkeit – eine Negativentwicklung erfahren und es mit ziemlicher Sicherheit keine kognitiven Fähigkeiten gibt, ausgenommen Spezialwissen, die sich im Alter systematisch verbessern¹.

Der altersbedingte Abbau der kognitiven Fähigkeiten wird heute oft auch gänzlich geleugnet beziehungsweise als unbedeutend abgetan; derartige Reaktionen haben zweierlei Ursachen: einerseits besteht ein Zusammenhang zwischen den sozialen, beruflichen Lebensumständen sowie deren zunehmenden Anforderungen und der Konstanz bzw. Formbarkeit der geistigen Fähigkeiten – anspruchsvolle berufliche Herausforderungen fördern die intellektuelle Flexibilität nachhaltig – und andererseits ist die Fähigkeit der Problembewältigungen des Alltags vom kognitiven Alterungsprozess nur gering betroffen. Leistungsabfall wird in Längsschnittstudien bei jenen Aufgaben signifikant stärker, wo schnelle Kombination und gleichzeitige Verarbeitung mehrerer Informationselemente gefragt sind. Riley & Riley haben sich mit den Möglichkeiten auseinandergesetzt, die vorhandenen Potentiale alter Menschen zu fördern, die Qualität des Alters stabil zu halten bzw. zu erhöhen. Das Ergebnis ist vielversprechend. Sofern die sozialen Faktoren, das gesellschaftliche, kulturelle Umfeld entsprechende Voraussetzungen und Anreize bieten, können die körperlichen, im besonderen jedoch die kognitiven Fähigkeiten alter Menschen optimiert werden: „Die Doktrin vom „unvermeidlichen altersbedingten Abbau“ wird dann zu einer „sich selbst erfüllenden Prophezeiung.“ Die Grenzen der Leistungsfähigkeit alter Menschen liegen also weniger in ihren Fähigkeiten als vielmehr in den sozialen Rollen, die sie mit zunehmendem Alter wahrnehmen oder eben nicht wahrnehmen können.“²

Dies entspricht auch den Ausführungen von Baltes, der ebenfalls feststellt, dass der alternde bzw. alte Mensch über ein beachtliches körperliches und geistiges Reservoir an Kräften verfügt, dessen sich weder der Betroffene selbst oft bewusst ist noch die Gesellschaft

¹ vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 192 ff

² ebd. S 441 f

darauf reagiert.¹ Wie anders wäre zu argumentieren, dass – vor allem – Interaktionspartner alter Menschen das Alter generell und ohne Rücksicht auf das Individuum und die jeweiligen Umstände mit dem Stigma der Hilfsbedürftigkeit beziehungsweise Unselbständigkeit versehen, allfällige Tendenzen in Bezug auf Autonomie und Selbständigkeit ignorieren.² Damit wird vor allem in Alten- und Pflegeheimen eine Abwärtsspirale der körperlichen und geistigen Kompetenzen in Gang gesetzt.

Schopenhauer erachtet den Abbau der (auch geistigen) Kräfte im Alter zwar als bedauerlich, bezeichnet diesen Prozess aber sogar als notwendig und gnädig, da der Tod sonst nur schwer zu ertragen wäre.³

Cicero wiederum spricht der kognitiven Leistungsfähigkeit alter Menschen eine hohe, keineswegs generell abnehmende Qualität zu. Im Vergleich zu jungen Menschen, deren Stärken in körperlicher Kraft und Schnelligkeit liegt, schreibt er dem Alter sogar die weitaus wesentlicheren und bedeutenderen Fähigkeiten zu, vorausschauend zu planen, mit Bedacht zu entscheiden. Er geht sogar so weit zu behaupten: „Unbesonnenheit ist offenbar das Merkmal der prangenden Jugend, Klugheit das des Alters.“⁴ Allerdings räumt auch er ein, dass das Gedächtnis im Alter schwindet, um sogleich wieder darauf hinzuweisen, dass es möglich ist, die kognitiven Fähigkeiten durch „Eifer und Fleiß“ zu erhalten. Er wehrt sich gegen das Vorurteil der schwachen, vergreisten Alten und ruft dazu auf, sich diesem Stereotyp zu widersetzen: „Man muß gegen das Alter wie gegen eine Krankheit kämpfen; [...] Es gilt jedoch nicht nur den Körper, sondern noch viel mehr den Geist und den Verstand zu unterstützen. Auch er erlischt ja durch das Alter, wenn man ihn nicht, wie eine Lampe mit Öl, versorgt. Der Körper wird zwar durch anstrengende Übungen erschöpft, der Geist aber dadurch, dass man ihn übt, gestärkt.“⁵

Was bedeutet es für den einzelnen Menschen alt zu werden ? Die Frage ist so formuliert nicht allgemein gültig zu beantworten. In Bezug auf die körperliche Entwicklung hat sich der alternde Mensch auf ein Nachlassen seiner Kräfte einzustellen, er hat vermehrt Krankheiten, Behinderungen und Schmerzen zu erwarten, wobei der Fortschritt der Medizin

¹ Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 20

² vgl. Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor*. S 34

³ vgl. Schopenhauer, Arthur: „Aphorismen zur Lebensweisheit“. In: Ders.: *Parerga und Paralipomena*. S 589

⁴ Cicero, Marcus Tullius: *Cato Maior de Senectute*. S 39

⁵ ebd. S 55 f

zwar Linderung oder auch Heilung von Krankheiten ermöglicht, jedoch auch Schmerzen und Siechtum verlängern kann, bis der Tod gleichsam als Erlösung nicht mehr zu verhindern ist.

Es ist möglich, einen Menschen zu beobachten, zu versuchen, sein Verhalten, seine Reaktionen zu beschreiben und versuchen zu interpretieren, auch mit den eigenen zu vergleichen und daraus Schlussfolgerungen zu ziehen, es ist jedoch unmöglich, dessen Gedanken und Gefühle zur Gänze nachzuempfinden, Situationen so zu betrachten, wie sie der andere Mensch im Erleben aufnimmt. „Die einzigen Erlebnisse, die wir wirklich haben können, sind unsere eigenen“¹. Wenn dies für alltägliche Situationen zutrifft, um wie viel aussichtsloser ist es, wenn das Erleben des Alterungsprozesses mit allen damit zusammenhängenden Problemen gemeint ist. Dies umso mehr, als es für Menschen, welche diesen Altersabschnitt noch nicht erreicht haben, schwierig bis unmöglich sein kann, Empathie aufzubringen, die Perspektive der alternden, alten Menschen einzunehmen, vor allem ihre emotionalen Reaktionen zu verstehen und nachzuvollziehen. Um wieviel einfacher ist es dagegen in die eigene Vergangenheit zu blicken, sich zu erinnern, aus der Biographie zu reflektieren, Vergleiche anzustellen und etwa für kindliches Verhalten Verständnis aufzubringen, Rücksicht zu nehmen und auch ein adäquates Umfeld zu schaffen. Für die Altersforschung und deren wissenschaftlichen Anspruch ergibt sich auch das Problem der Trennung von Subjekt und Objekt, der Erfahrungen aus dem täglichen Erleben einerseits und der wissenschaftlichen Erkenntnissuche andererseits. Wenn über das älter werden und alt sein adäquat geforscht werden soll, so heißt dies: Subjekt und Objekt sind ident, das Objekt ist daher nicht gänzlich unbekannt. Dies erschwert jedoch wiederum eine objektive und damit wissenschaftlich fundierte Erkenntnis, da es schwierig ist, empirische Ergebnisse zu objektivieren. Das Thema Alter steht – auch für den jungen Menschen und den Erwachsenen – mit Erfahrungen, Erlebnissen, Hoffnungen und Ängsten in Zusammenhang, die eine Objektivierung oftmals erschweren: „Der Wunsch, die Angst sind die Eltern des Gedankens, nicht die wissenschaftliche Erkenntnis.“²

Für Helmut Plessner heißt Entwicklung des Organismus die permanente Steigerung der Fähigkeiten zur Entfaltung, sowohl quantitativ als auch qualitativ – potentiell Vorhandenes wird realisiert. Mit zunehmendem Alter kommt es zu einer sukzessiven Abnahme der Fähigkeit sich umzustellen und anzupassen an die jeweiligen Gegebenheiten, parallel dazu nimmt das Spezialisierungspotential zu. Für Plessner ist dies die eigentliche und konkrete

¹ vgl. Nagel, Thomas: *Was bedeutet das alles ?* S. 24

² Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor.* S 31

Ursache für die Veränderungen in den jeweiligen Altersstufen. Dass sich der Organismus nicht unbegrenzt entfalten, weiterentwickeln kann, ist keineswegs ein Manko in den Genen oder mangelnde Energie, sondern es ist dem Leben inhärent. Aus Potenz entwickelt sich Aktualität, daraus Spezifikation; dies bedeutet jedoch auch, dass die Potentialität an ihrer Entfaltung behindert wird, nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft werden, der Mensch diese seine Potentialität verliert und dafür an Spezialisiertheit gewinnt: „Aber der Verlierende und der Gewinnende sind nicht mehr dieselben, zwischen ihnen liegt Zeit: das Alter.“¹

Viele Philosophinnen und Philosophen, von Aristoteles über Jean Améry bis Simone de Beauvoir sehen im Altern des Menschen vorrangig negative Entwicklungen, die oftmals persönliche Erfahrungen und Beobachtungen widerspiegeln. Aber Arthur Schopenhauer findet, obwohl ihm - wie schon erwähnt - eine pessimistische Lebenseinstellung nachgesagt wird, auch aus seiner persönlichen Erfahrung und Sicht positive Aspekte des Alters, z.B. eine Verringerung der Leidenschaften und des Geschlechtstriebes: „[...] das Alter aber hat die Heiterkeit dessen, der eine lange getragene Fessel los ist und sich nun frei bewegt.“² Schopenhauer gewinnt dem Nachlassen dieses „unablässig beunruhigenden Triebes etwas weiteres Positives ab, nämlich dass der Verlust der Leidenschaften kompensiert werden kann durch, wie er es formuliert, wichtigere Dinge im Leben des Menschen.

Eine weitere der wenigen Ausnahmen der Negativ-Tradition ist die keineswegs negative Einschätzung des Alters wie Cicero dies beschreibt. Alle Klagen über das Alter verweist er an die mangelnde Fähigkeit des jeweiligen Individuums, gut und glücklich zu leben, völlig unabhängig von den gelebten Jahren.³ Ähnlich argumentiert Baltes wenn er feststellt, dass das Empfinden von Glück und Zufriedenheit typisch ist für das Alter, jedoch vom geistigen oder körperlichen Status unabhängig ist und sehr wohl auch auf junge Menschen zutreffen kann.“⁴

Es ist – wie oben erwähnt - problematisch, den Prozess des Alterns, der nicht nur die körperlichen und geistigen Entwicklungen umfasst, sondern damit im Zusammenhang stehend auch massive seelische und soziale Veränderungen bringt, nachzuvollziehen und allgemein gültig zu beschreiben. Um der oben gestellten Frage, was es für den einzelnen Menschen

¹ Plessner, Helmuth: *Die Stufen des Organischen und der Mensch*. S 169

² Schopenhauer, Arthur: „Aphorismen zur Lebensweisheit“. In: Ders.: *Parerga und Paralipomena*. S 585

³ vgl. Cicero, Marcus Tullius: *Cato Maior de Senectute*.

⁴ vgl. Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor*. S 42

bedeutet, alt zu werden, näher kommen zu können, kann eine Trennung des Alterungsprozesses in die körperliche und die geistige (auch seelische und soziale) Alterung hilfreich sein. Diese Prozesse der Alterung verlaufen und entwickeln sich qualitativ unterschiedlich und zeigen auch in der zeitlichen Abfolge keine zwingende Parallelität sondern Verschiebungen zueinander, wobei das kulturelle Umfeld und der soziale Status des Menschen Einfluss auf die Bewertung des Alterungsprozesses nehmen.

Schon Michel de Montaigne schreibt in seinen „Essays“ über das Alter: „Manchmal ergreift das Altern zuerst den Körper, manchmal aber auch den Geist. [...]; dieses Leiden ist um so gefährlicher, weil der, den es trifft, wenig davon merkt und weil es sich äußerlich kaum zeigt.“¹ Wenn nun die große, ungewöhnliche Leistungsfähigkeit des menschlichen Gehirns das „eigentlich Menschliche am Menschen“ ist, so ist die Entwicklung der Kognition das zentrale Problem des Alterns bzw. des Alters.²

Sinn des Alters

Insbesondere die Suche nach dem Sinne eines langen Lebens, des Altwerdens, einer Zeitspanne, die sich über Jahrzehnte hinstrecken kann, setzt voraus, dass der Alterungsprozess von der Gesellschaft, der Politik, aber auch vom Einzelnen akzeptiert und respektiert wird. Daher hat sich die Gerontologie zum Ziel gesetzt, die Lebensjahre nicht nur quantitativ sondern zugleich auch qualitativ zu optimieren. Zugleich bzw. damit in Verbindung stehend ist der nach wie vor nicht befriedigend beantworteten Frage nach dem Sinn des Alters nachzugehen.

Aus evolutionstheoretischer Sicht ist jegliche Frage nach dem Sinn des Lebens, auch des menschlichen Lebens, obsolet. Die Evolution kennt kein Ziel, keine Absicht, keinen Zweck, auch nicht des Lebens, der gesamten Menschheit, des Universums. Es bleibt dem Einzelnen vorbehalten, über sein Leben und seine Endlichkeit zu reflektieren, für sein eigenes Leben einen Sinn zu formulieren, einen Zweck zu suchen. Dem schließt sich auch Thomas Nagel an wenn er schreibt: „Es (Anm.: das Problem) liegt darin, dass es zwar *innerhalb* des Lebens Rechtfertigungen und Erklärungen für die meisten unserer großen und kleinen Taten gibt, dass jedoch keine dieser Erklärungen den Sinn unseres *Lebens* als Ganzes angibt. [...] Von außen betrachtet wäre es ganz egal, wenn es uns überhaupt nicht gegeben hätte. Und

¹ Montaigne, Michel de: „Über das Alter.“ S 155

² vgl. Vollmer, Gerhard: *Evolutionäre Erkenntnistheorie*. S 83

wenn es uns einmal nicht mehr gibt, so wird es egal sein, dass es uns gegeben hat.“¹ Auch wenn das einzelne Individuum seinem eigenen Leben einen Sinn durch Handlungen geben kann, für sein Leben in der Gesamtheit entsteht dadurch kein Sinn.

Ursula Staudinger und Freya Dittmann-Kohli widmen sich dem Thema „Lebenserfahrung und Lebenssinn im Alter“ und versuchen, das Stereotyp, wonach alte Menschen, nur weil sie eine große Zahl an Jahren ge- und viele Ereignisse erlebt haben, generell über Lebenserfahrung verfügen und auch wissen, wie man ein Leben zu führen hat, ins rechte Bild zu rücken.²

Allein die Summe von Erlebnissen und Ereignissen im Laufe eines Lebens führt nicht zu Erfahrungswerten, auch wenn das Alter geprägt ist von einer Vielzahl an Ereignissen und deren oftmaligen Wiederkehr. Vielmehr kommt es im Laufe des Lebens zu Überlagerungen, Überschneidungen von Erfahrungen. Nicht benötigtes Wissen gerät – wenn auch nur vorübergehend oder unterschwellig - in Vergessenheit (vgl. Garbage Can Model³), wird durch neue Erlebnisse verdrängt, auch neu gewichtet und hilft bei der Entscheidungsfindung aktueller Problemstellungen, oft auch auf einer nicht-rationalen Ebene. Die Entstehung von Lebenserfahrung ist ein dynamischer polykontexturaler Prozess, ähnlich jenem der kognitiven Entwicklung, jedoch auf Basis der Reflexion und Interaktion von Erfahrungen. Staudinger und Dittmann-Kohli weisen auch darauf hin, dass nicht zu erwarten ist, „dass unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen und individuellen Bedingungen die Mehrheit einer Generation im Alter als lebenserfahren gelten wird.“⁴ Diese Ergänzung relativiert die Häufungswahrscheinlichkeit dieses Stereotyps, deckt sich jedoch – leider - mit der Alltagserfahrung.

Auf der Suche nach dem Sinne des Lebens vermag der alte Mensch aufgrund seiner Lebenserfahrung – so er darüber verfügt - in den vielen Ereignissen, auch jenen die sich oft wiederholten, eine Struktur zu erkennen, er kann sich einen Überblick verschaffen über den

¹ Nagel, Thomas: Was bedeutet das alles ? S 101

² vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 421

³ Anmerkung: «Mit Mülleimer-Modell (engl. Garbage Can Model, Garbage Can Theory) bezeichnen March et al. eine modellhafte Beschreibung des Entscheidungsverhaltens von Organisationen. Bei komplexen Entscheidungen müssen Vor- und Nachteile gegeneinander abgewogen werden. Dabei spielen persönliche und soziale Werte eine unterschiedlich starke Rolle. Das Nachvollziehen mancher Entscheidungen lässt daran zweifeln, ob diese auch rational getroffen wurden. Dies ist die Grundlage für das Mülleimer-Modell.“
<http://de.wikipedia.org/wiki/M%C3%BClleimer-Modell>.

⁴ Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 421.

Lauf der Dinge, über sein Leben, sein Schicksal, er kann Ereignisse aus der Distanz neu qualifizieren, in seine Biographie einordnen.¹ Beeinflusst wird dies von individuellen Schicksalsschlägen wie dem Verlust nahe stehender Menschen, Krankheiten, aber auch dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben.

Überlieferungen philosophischer Gedanken zeigen zwei grundsätzliche Positionen in Bezug auf den Sinn des Alters: Unterstützung der jüngeren Generationen, Bewahren von Tradition, Weitergabe von Wissen und Erfahrung – damit verbunden ist ein achtungsvolles Verhalten gegenüber dem alten Menschen, der in der Gesellschaftsordnung seinen festen, unantastbaren Platz innehat. Empirische Daten zur Sinnproblematik zeigen, dass alte Menschen ihrem Leben vor allem dann einen Sinn beimessen, solange sie gebraucht werden, sie sich als nützlich erweisen können, in der Lage sind, eine Rolle auszufüllen.² Ist es nicht möglich, den letzten Lebensabschnitt mithilfe von Kompensationsrollen Sinn gebend zu füllen, entwickelt der Betroffene die Fähigkeit, sich vor der Selbsteinschätzung der Einsamkeit und Isoliertheit zu schützen, indem er seinen Zustand mit positiven Attributen versieht, wie z.B.: Erholung von den Belastungen des bisherigen Lebens. Es ist ein Rückzug auf die von der Gesellschaft formulierten Stereotypen. „Der Platz der älteren Menschen in der modernen *Gesellschaft* ist zutreffend als eine „Rolle der Rollenlosigkeit“ bezeichnet worden“ schreiben Riley & Riley.³ Paul B. Baltes dagegen vergleicht das Leben mit einem Theaterstück, worin das Alter eine Doppelrolle zu spielen hat, zwei Masken trägt: jene die Hoffnung ausdrückt, die andere, welche Traurigkeit und Melancholie vermittelt. Beide sind jeder Lebensphase angemessen, spiegeln die „Gleichzeitigkeit von positiven und negativen Emotionen in der *Conditio humana*“ wider und werden im Alter die Norm.⁴

Eines der mit dem Alter verbundenen Klischees, nämlich die erwartete Opferbereitschaft zugunsten hilfsbedürftiger Angehöriger nachfolgender Generationen, deckt sich im besonderen mit dem Anspruch, mit dem sich Frauen konfrontiert sehen: „So stellt diese Art von sozialer Beziehung (Anmerkung: gemeint ist eine pro-soziale Haltung) gerade auch für ältere Frauen eine Möglichkeit dar, an eine frühere Identität (Liebe, Helfen) anzuknüpfen.“⁵ Dies weist auch auf den bivalenten Status des Alters hin. Während der

¹ vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 422

² ebd. S 425 ff

³ ebd. S 443

⁴ vgl. Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor*. S 30

⁵ vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 425

zumindest in Ansätzen vorhandene, generelle Anspruch, das Alter zu ehren, auch im beginnenden 21. Jahrhundert nach wie vor respektiert wird, sind es gerade die üblichen Höflichkeitsbezeugungen, die an dieser respektablen Haltung zweifeln lassen. Kohli führt als Beispiel die Grußhierarchie an, die ältere Menschen über jüngere stellt (Anm.: ausgenommen anders lautende Etiketteregeln). Doch eben dieser Vorzug verwandelt sich zur Brüskierung, da er auch Frauen gewährt wird und damit zu einer Höflichkeitsbezeugung nicht gegenüber Höherstehenden sondern gegenüber - bis weit in das 20. Jahrhundert - gesellschaftlich Unterlegenen erwiesen wird.¹

Das eingebettet sein des Menschen in die Gesellschaft, das Vorhanden sein sozialer Kontakte ist zur Vermeidung von Einsamkeit sowohl beim jüngeren, besonders aber beim alten Menschen von Bedeutung. Der Ausstieg aus der Phase der Erwerbstätigkeit, Schicksalsschläge und körperliche Beeinträchtigungen erhöhen die Gefahr der Isolation, dazu kommt die Abneigung der Gesellschaft, alte Menschen in das kulturelle Leben einzubeziehen². Erleichtert, oft sogar gefördert wird das Abschieben der alten Menschen durch das erwähnte, auf sie oktroyierte Stereotyp der Ruhebedürftigkeit, anspruchslosigkeit, usw. Diese andere Position zeugt von Missachtung der alten Generation, von Verachtung und vorenthaltener Anerkennung. In diesen Gesellschaften wird einem langen Leben kein Sinn beigemessen. Nühlen-Grab, die sich auch dieser Problematik widmet, stellt fest, dass schon in den vergangenen Kulturen bezüglich Qualität des Alters unterschieden wurde zwischen dem körperlichen und dem geistigen Altern, der Weisheit des Alters und der Altersdemenz, der begrüßenswerten Befreiung von Leidenschaften und dem bedauerlichen Verlust von Sinnesfreuden. Ob und welche gesellschaftliche Akzeptanz ein alter Mensch erfährt, ist und war daher nicht nur heute von seiner gesellschaftlichen Herkunft und seinen finanziellen Mitteln abhängig.³

Dies gilt auch für die Möglichkeiten, im Alter eine neue Selbstrealisierung vorzunehmen, einen Lebenssinn zu finden. Die Begrenzungen, manchmal der finanziellen Mittel, der körperlichen und geistigen Fitness, jedenfalls aber der noch verbleibenden Lebenszeit, führen vor allem im höheren Lebensalter zu einem sukzessiven Rückzug aus der Welt und einer Fokussierung auf den eigenen Körper. Alltagsbeobachtungen bestätigen dies, wenn sich alte Menschen dem Vorwurf stellen müssen, nur über ihre körperliche

¹ vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 246

² ebd. S 424

³ vgl. Nühlen-Graab, Maria: *Philosophische Grundlagen der Gerontologie*. S 193 ff

Befindlichkeit, ihre Krankheiten sprechen zu wollen. Staudinger & Dittmann-Kohli geben in diesem Zusammenhang den Hinweis, dass eine stark eingeschränkte Selbstrealisierung die Ursache dafür sein kann: „Das persönliche Sinnsystem wird enger [...]. Im Extremfall steht am Ende nur noch das Interesse für das Bett, und es wird nicht einmal mehr das Aufstehen oder Herumfahren mit dem Rollstuhl gewünscht.“¹

Ein langes Leben per se stellt weder den Sinn noch das Ziel des Lebens dar. Menschen im hohen Alter stellen meist fest, genug ge- und erlebt zu haben.

Das Alter erleben

Simone de Beauvoir beschreibt das „alt werden“: „Das sind nicht mehr wir, wenn es eintritt. Ehe es nicht über uns hereinbricht, ist das Alter etwas, das nur die anderen betrifft“ und fügt hinzu: „[...] wir wissen nicht, wer wir sind, wenn wir nicht wissen, wer wir sein werden: Erkennen wir uns in diesem alten Mann, in jener alten Frau.“²

Beauvoir setzt sich in ihrem Buch „Das Alter“ schonungslos mit den Auswirkungen des langen Lebens in unserer Gesellschaft auseinander. Obwohl ihre Schilderungen und Beurteilungen auf den gesellschaftlichen, sozialen Verhältnissen Frankreichs in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beruhen, sind es die Diskriminierungen, mit denen alte Menschen auch noch am Beginn des 21. Jahrhunderts und unter meist verbesserten sozialen und medizinischen Umständen oft konfrontiert werden, welche ihre Angst hervorrufen. Denn von Gesetzes wegen behält der Erwachsene zwar bis zu seinem Ableben seine Rechte und Pflichten bei, im alltäglichen Leben werden sie jedoch „zurecht gebogen“.³ Daher ist für die meisten Menschen das Alter abstoßend, es wird nicht herbeigesehnt oder freudig begrüßt.

Während die Grenzen zwischen Kindheit, Pubertät und Erwachsensein mit 14 und 18 Jahren angesetzt werden, diese Grenzen nicht nur gesellschaftlich/gesetzlich normiert sind sondern auch mit der kognitiven und körperlichen Entwicklung zumindest einigermaßen konform gehen, ist der Übergang vom Erwachsensein zum Altsein fließend und selten von einem gesellschaftlich geforderten, feierlichen *procedere* begleitet, wie es z.B. bei der

¹ Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 427

² Beauvoir, Simone de: *Das Alter*. S 10

³ ebd. S 7

Großjährigkeit oft stattfindet. Anders als Beauvoir beschreibt Elwert ¹ den Rollen- und damit Identitätswechsel sehr wohl verbunden mit großem gesellschaftlichem Aufwand. Beide Varianten sind im heutigen Alltag erlebbar, abhängig vom jeweiligen sozialen Status des Betroffenen: Kommentarlos Abschieben in den Ruhestand oder spezieller Übergangsritus, der einerseits den Status-/Machtverlust offen dokumentiert, andererseits auch Kompensation bietet. Es ist der Tausch Macht gegen Prestige in Form von Orden, Gedenkschriften und ähnlichem. Es besteht also eine große Bandbreite von Rollenzuweisungen, in allen Lebensperioden und in allen Kulturen, verbunden mit sozial definierten Möglichkeiten sein Leben zu gestalten und dem analogem Status in der Gesellschaft. Auch wenn es die Gesellschaft ist, die der jeweiligen Lebensperiode, abhängig vom chronologischen Alter, Rollen zuteilt, besteht seitens der Betroffenen hohe Konformität in Bezug auf den Zeitpunkt der Rollenveränderung. Jede Rolle hat „ihre“ Zeit. Bei starken Abweichungen wird dies als große Belastung empfunden ² Dennoch:

Anders als der Abschied von der Kindheit oder der Übertritt in das Erwachsensein, die oft ersehnt werden, mit keinen negativen Abschiedsgedanken an eine unwiderruflich abgeschlossene Lebensphase verbunden sind, löst der Eintritt in das sogenannte Seniorenalter Wehmut aus. So lehnt es der berufstätige Erwachsene oftmals ab, die von Gesellschaft und Politik eingezogene Grenze der Pensionierung schon im vorhinein zu bedenken, der Tag des Übertritts in den Ruhestand trifft ihn völlig unbereitet, dieses Ereignis wird verdrängt, obwohl es schon seit langem feststand. (vgl. Beauvoir). Die ersten Anzeichen des Alterns, lange bevor der gesellschaftlich induzierte Bruch mit dem Erwachsenenleben vollzogen wird, werden oft nicht wahrgenommen, verdrängt. Denn während die vorhergegangenen Stufenwechsel, wie Ernst Bloch sie nennt, der Eintritt in Neuland bedeuten, ist der letzte ein Abschied nicht nur von einer Lebensphase sondern vom Leben selbst, „mit dem Tod am dünnen Ende.“ ³ Dieser „letzte“ Übergang wird unabhängig vom *procedere* meist als ein tiefer und schmerzlicher Einschnitt im Leben empfunden. Der erzwungene „abrupte Rollen- und Statuswechsel“ fordert die innere Bereitschaft zur Veränderung, etwas, das dem alten Menschen meist schwer fällt, oft zu Problemen führt und Anlass für Konflikte sein kann. ⁴

¹ vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 272 f

² vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 344

³ Bloch, Ernst: *Das Prinzip Hoffnung*. S 40

⁴ vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 273

Spätestens zu diesem Zeitpunkt, im Alter von 50 bis 65 Jahren, noch im vollen Besitz geistiger Kräfte, d.h. sowohl der fluiden als auch der kristallinen Intelligenz, macht sich oft Angst breit.

Alter ängstigt

Ist die Angst vor dem Alter zurückzuführen auf die Angst vor dem Nicht-mehr-handeln-können, auf den Verlust von Künstlichkeit, auf das nicht mehr Mensch-sein können ? Oder wovor hat der Mensch Angst ? Was versteht man unter Angst oder ist es doch Furcht ?

Eine alltagstaugliche Antwort bezeichnet Angst als menschliches Grundgefühl, „[...] welches sich in als bedrohlich empfundenen Situationen als Besorgnis und unlustbetonte Erregung äußert. Auslöser können dabei erwartete Bedrohungen etwa der körperlichen Unversehrtheit, der Selbstachtung oder des Selbstbildes sein. Begrifflich wird dabei die objektunbestimmte Angst von der objektbezogenen Furcht unterschieden.“¹

Wenn ein Mensch Angst verspürt, so bezieht sich dieses Gefühl niemals auf etwas außer ihm Befindliches, Angst entsteht immer aus seinem Inneren.² Martin Heidegger schreibt dazu: „Daß das Bedrohende *nirgends* ist, charakterisiert das Wovor der Angst. Diese „weiß nicht“, was es ist, davor sie sich ängstet. „Nirgends“ aber bedeutet nicht nichts, sondern [...] Das Drohende kann sich deshalb auch nicht aus einer bestimmten Richtung her innerhalb der Nähe nähern, es ist schon „da“ – und doch nirgends, es ist so nah, dass es beengt und einem den Atem verschlägt – und doch nirgends“.³

Das vorerst diffuse Gefühl der Angst wird mit zunehmendem Alter und abhängig von den jeweiligen Rahmenbedingungen bestimmter und zur Furcht. Sie beruht nicht nur auf dem Bewusstsein der Sterblichkeit, der „Angst“ vor dem Tod, vor dem nicht mehr In-der-Welt-sein, vor dem Nichts, sondern auch das verlieren zu können, was das Menschsein in der Gesellschaft ausmacht, eine Metamorphose zu erleben mit ungewissem Ausgang. Es ist ein zu erwartendes Ausgeliefertsein an eine altersfeindliche Gesellschaft, ein Übertritt in ein Leben „auf der anderen Seite“, in eine Gegengesellschaft, deren Akteure man bislang selbst als ungleichwertig behandeln konnte, so als ob man selbst niemals alt würde; denn wie Beauvoir es ausdrückt: „Wir lehnen es ab, uns in dem Greis zu erkennen, der wir einmal sein werden.“⁴

¹ <http://de.wikipedia.org/wiki/Angst>

² vgl. Kierkegaard, Sören: *Der Begriff Angst*. S 41

³ Heidegger, Martin: *Sein und Zeit*. S 186

⁴ Beauvoir, Simone de: *Das Alter*. S 8

Wenn Plessner darauf hinweist, dass ein Lebewesen, das über Exzentrik verfügt, also der Mensch, sein Leben „in die Hand“ zu nehmen hat und dabei unter Zuhilfenahme aller verfügbaren Mittel Mängel, wie z.B. reduzierte Instinkte, ausgleichen muss, die er aufgrund seiner Positionalität hat, so erklärt auch diese anthropologische Herangehensweise die Furcht des Menschen davor, diesem Anspruch nicht mehr gerecht werden zu können.¹

Wie gestaltet der Mensch die exzentrische Position, welche Merkmale sind dafür notwendig, wie kann er das Mensch-sein leben? Kann hier ein Ansatz für die Angst vor dem Alter bzw. Furcht vor dessen Auswirkungen gefunden werden?

Der Mensch ist und zugleich muss er sich aufgrund seiner Exzentrik erst zu dem machen, was er schon ist, er muss sein Leben führen, indem er schon lebt. Diese Widersprüchlichkeit ist die Herausforderung und wird von Plessner als die „Abhebung des Lebendigseins vom Sein und der Vollzug dieser Abhebung, [...], bezeichnet.“² Die Rechnung dafür bezahlt der Mensch durch verloren gegangene Instinkte und den Verlust der Natürlichkeit anderer Lebewesen. Als Gegengewicht hat der Mensch etwas Künstliches in sich, zum Ausgleich für das, was Plessner als „[...] nicht im Gleichgewicht, ortlos, zeitlos im Nichts stehend, konstitutiv heimatlos [...]“ nennt, ein Pendant, eine Ergänzung: das ist die Kultur.³ Die exzentrische Positionalität, der Mangel an Ganzheit, ist für den Menschen unerträglich, sie stellt nur eine Hälfte der menschlichen Wesenhaftigkeit dar, daher muss dieser Mangel, die fehlende zweite Hälfte kompensiert werden, und zwar durch Künstlichkeit. Auch Odo Marquard weist darauf hin, dass der Mensch, weil er ein kompensatorisches Wesen ist, seine Halbheit ergänzen muss: „das System Mensch kompensiert Komplexitätsüberlastung durch Komplexitätsreduktion“. Der Mensch als „Defektflüchter, der nur durch Kompensationen zu existieren vermag.“⁴ Diese – wie Marquard es bezeichnet – Bestimmung der modernen Anthropologie gilt für sehr viele Situationen des Lebens und verweist im besonderen auf die Lebenskonstellationen im Alter. Denn: Kompensationen erlösen nicht, sie „lindern nur, sie heilen nicht [...]. Kompensationen sind keine absoluten, sondern endliche Vorgänge und Maßnahmen, die darum für den Menschen angemessen sind und in der Reichweite des Menschen bleiben, der eben kein absolutes, sondern ein endliches Wesen ist“⁵.

¹ vgl. Plessner, Helmuth: *Mit anderen Augen*. S 142

² ebd. S 16 f

³ Plessner, Helmuth: *Die Stufen des Organischen und der Mensch*. S 310

⁴ Marquard, Odo: *Philosophie des Stattdessen*. S 13

⁵ ebd. S 41

Künstlichkeit und Kultur

Zwei von Plessner als fragwürdig titulierte Prinzipien ¹ sind: Einerseits die spiritualistische Theorie, die darauf basiert, dass die Kultur den besonderen Qualitäten des Menschen entspringen würde, seiner Intelligenz, seiner Seele oder aber, als Variante, von Gott stammt. Die Entstehung des Geistes aus der Natur des Menschen kann damit nicht erklärt werden.

Andererseits die naturalistische Theorie, die wiederum jede kulturelle Handlung aus der Geistigkeit und diese wiederum aus der Natur des Menschen ableitet.

- Die positive Modifikation erklärt das Werden durch Kultur durch die evolutionäre Entwicklung des Menschen, seinen aufrechten Gang, die dadurch mögliche Vergrößerung des Gehirnvolumens, Verwendung der Arme und Hände und schließlich Entwicklung der Intelligenz. Erklärt wird dies mit der Angst des Urmenschen vor Naturkatastrophen und Vernichtung, der sein Leben mithilfe von Werkzeugen schützen will. Der höchste Sinn des menschlichen Lebens liegt bei dieser These im Überleben, aber auch im Bestreben zur Weiterentwicklung, Selbststeigerung - Kultur ist die Folge von Intelligenz.

- Die negative Modifikation beurteilt die Entwicklung des Gehirns und die einher gehenden körperlichen Veränderungen als für den Menschen abträglich, sogar als lebensbedrohliche Entwicklung bzw. Krankheit. Der Mensch ist ein Tier, dessen „parasitär“ vergrößertes Gehirn Intelligenz mit einher gehendem Bewusstsein entwickelt. Der Geist ist Illusion, Selbsttäuschung, der Mensch benötigt daher die Kultur, künstliche Objekte, um überleben zu können. Die Rolle der Kultur ist der „indirekte Ausdruck des zur Selbststeigerung verdammt und vor ihr Rettung suchenden Lebens“. Folgt man dieser negativen These, die ansatzweise in der Psychoanalythik vertreten wird, so ist Kultur mit Triebverdrängung gleichzusetzen. Anders als beim Tier zensuriert der Mensch dank seiner Exzentrierungsfähigkeit auch sich selbst, wobei er jedoch alles, was ihm an sich selbst missfällt, ins Unterbewusstsein verdrängt. Auch Triebe, die durch gesellschaftliche Konventionen, moralische Zwänge nicht ausgelebt, sondern verdrängt werden, können sich entladen

¹ Plessner, Helmuth: *Mit anderen Augen*. S 19ff

in Form pathologischer Zustände aber sie können auch umgeleitet werden in z.B. religiöse Vorstellungen.¹

Für Plessner sind beide Erklärungen für die Enkulturation des Menschen abzulehnen, da sie – wie er es nennt – aus dem Menschen entweder ein gesundes oder ein krankes Tier machen. Er bezeichnet es als „Kardinalfehler“, die geistigen Leistungen des Menschen nur aus seiner Biologie herzuleiten. Hier widerspricht er Charles Darwins und seiner Evolutionstheorie, die ja davon ausgeht, dass der Mensch und damit auch sein Gehirn im permanenten Prozess der Evolution steht, aus ihr hervorgegangen ist. Und da das Gehirn der Produzent der geistigen Fähigkeiten ist, wäre es nicht zulässig, deren Produkte aus dem Evolutionsprozess herauszuschälen und ihm vorzuordnen.²

Plessner findet die wahre Ursache für die Ruhelosigkeit des Menschen, sein immerwährendes Suchen nach dem mehr sein wollen als er ist - letztlich für seine Kultivierung - in dessen exzentrischer Lebensform selbst. Der Mensch erhebt Ansprüche gegen sich. Es ist ein unaufhörlicher Zwang, sein Leben zu vollziehen, zu handeln, wobei das Resultat einer Handlung, einer Tat, nicht abgewartet, sondern bereits von der nächsten ein- und überholt wird. Der Mensch versucht das Gleichgewicht nicht zu halten, sondern immer mehr zu erreichen, er kompensiert mit dieser seiner Künstlichkeit, seiner „zweiten Hälfte in sich“, das in seiner Natur liegende Manko: „Mit der Arbeit sucht der Mensch sich nur das zu verschaffen, was die Natur ihm schuldig bleibt, weil sie ihm die höchste Organisationsform verliehen hat.“³ Doch die Problematik des Alterns hat auch eine Dimension, die unabhängig davon besteht. Es ist ein Grenzgang zwischen

„Rebellion und Resignation“

Wenn dem alternden Menschen von der Gesellschaft die Möglichkeit genommen wird, diese erwähnten Kompensationshandlungen zu tätigen oder nur in sehr eingeschränktem Umfang sein Leben zu vollziehen, so geht ihm ein Teil seines Mensch-seins verloren und das ist es was ihn ängstigt.

„Von außen betrachtet“ äußert sich die diffuse Angst vor dem alt werden meist als Furcht vor Diskriminierung, vor finanzieller, wirtschaftliche Entmachtung, auch vor dem Verlust von Funktionen, Macht, vor Stereotypisierungen bis zu Gewalt und Erniedrigung. Bei

¹ Plessner, Helmuth: *Die Stufen des Organischen und der Mensch*. S 313 ff

² Darwin, Charles: *Die Abstammung des Menschen*. S 120 ff

³ Plessner, Helmuth: *Mit anderen Augen*. S 30

tiefer gehender Betrachtung handelt es sich hier um Umstände, welche den Menschen darin hindern, seinen Ansprüchen an sich selbst – wie Plessner es formuliert – gerecht zu werden.

Durch Übertritt in den Ruhestand zu einem Zeitpunkt, der von Politik und Wirtschaft diktiert wird und nicht auf die biologische Verfassung des Betroffenen Rücksicht nimmt – von der Gesellschaft als „Befreiung von Zwängen“ verherrlicht – wird der Betroffene (und seine Familie) in den meisten Fällen finanziell entmachtet und gerät in ein unverschuldetes Abhängigkeitsverhältnis. Das Gefühl der Nutzlosigkeit, erzwungenen Passivität wird verstärkt durch den stillen Vorwurf, nur mehr finanzieller Nutznießer des Gesellschaftssystems zu sein. Beauvoir bringt es auf den Punkt wenn sie schreibt: „Man stößt immer wieder auf den gleichen Teufelskreis: Allzu große materielle oder moralische Not raubt die Möglichkeiten, diese Not zu beheben.“¹ Kohli formuliert die Bedeutung von Besitz und Einkommen im Alter wie folgt: „Die Ungleichheit *des* Alters verschwindet hinter der Ungleichheit *im* Alter, und letztere ist ein nicht weiter differenzierungsbedürftiger Teil der Ungleichheit im Leben als Ganzem.“²

Der Eintritt in den Altersabschnitt des Lebens bedeutet meist nicht nur finanziellen Verlust, sondern auch einen mehr oder weniger abrupten Abschied von Funktionen in der Gesellschaft und damit einhergehender Macht; er gleicht dem Übertritt in eine Parallelwelt ohne Chance auf Rückkehr.

Der Mensch ist nur so lange in eine Gemeinschaft integriert, so lange er für sie nützlich ist. Eine Ahnung dessen, was auf ihn zukommt, erfährt der noch „außen“, also in der Berufswelt stehende Mensch, wenn mittel- bis langfristige Perspektiven des Unternehmens diskutiert und festgelegt werden. Er wird die Realisierung dieser Zukunftsperspektiven nicht mehr erleben, er kann die Früchte seiner Arbeit nicht mehr ernten und – dies ist das Schmerzliche – seine Erfahrungen aus der Vergangenheit sind daher bereits in der Planungsphase nicht mehr gefragt. Er fühlt die erste Ausgrenzung. Dieser Prozess läuft zunehmend schneller ab, um mit Erreichung des Rentenalters mit völligem Funktions- und Machtverlust zu enden. „Der Sturz ist umso härter, je höher der Platz war, den der Einzelne eingenommen hat, je mehr Macht er besessen hat.“³ Das Prestige des Alters hat nachgelassen, weil die Erfahrung immer weniger gilt. Die von der Technik abhängige Gesellschaft des 20.

¹ Beauvoir, Simone de: *Das Alter*. S 350

² Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 247

³ ebd. S 625

bzw. insbesondere 21. Jahrhunderts mutet dem alternden Menschen kein entsprechendes know how zu, er wird disqualifiziert ¹.

Der alternde Mensch wird an dieser Schwelle seines Arbeitslebens meist mit der Irreversibilität der Zeit konfrontiert. „Seine Jahre sind vorüber“ – er ist ab jetzt nur noch Zeit, bald wird er den Raum, die Welt verlassen. Es entsteht der „Wunsch nach Zeitumkehr“, Handlungen nochmals, besser zu setzen, Entscheidungen zu revidieren, Geschehenes ungeschehen zu machen. Der alte Mensch kämpft gegen die Zeit an, er rebelliert gegen sie und ihre Unumkehrbarkeit, zugleich ist er bewusst, dass die Zeit das einzige ist, was sein Leben ausmacht, er „sie und sich verlieren wird.“ Während der Raum für mehrere Betrachter in gleichem Maße feststellbar und erkennbar ist, ist die Zeit ein Gefühl, ein Empfinden, das sich dieser Intersubjektivität entzieht. Das Zeitgefühl ist daher von ungleich höherer Bedeutung für den Menschen. ² Der alte Mensch hat vor sich eine begrenzte Zukunft und hinter sich eine erstarrte Vergangenheit, das was er im Leben vollbringen wollte wurde realisiert oder verworfen, das Leben ist abgeschlossen, es bleibt nichts mehr zu tun – nur die Resignation. ³

In den Bemühungen der Erwachsenen-Gesellschaft, dem Alter auch positive Aspekte zuzugestehen, wird dem alten Menschen die Tugend der Gelassenheit zugeschrieben. Dies ist „eine sehr bequeme Illusion“ wie Beauvoir feststellt, denn sie exkulpiert diese Gesellschaft, „Sie erlaubt, dass man die Alten, trotz aller Leiden, von denen man sie gequält weiß, für glücklich hält und ihrem Schicksal überlässt.“ ⁴

Die Tugend der Gelassenheit, die beim alten Menschen nicht nur erwartet, sondern von ihm nahezu gefordert wird, führt in der Folge zur Erwartung bzw. Forderung nach Genügsamkeit. Vom alten Menschen wird erwartet, dass er eine Verminderung seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten mit ebensolcher Gelassenheit erträgt wie den Verlust von Geld und damit Macht und Prestige, dass er sich mit dem begnügt, was für ihn noch übrig bleibt, er all seine Ansprüche mäßigt. Der Umfang dieses Restanspruches ist das, worum der alte Mensch meist mit untauglichen Mitteln kämpft, er sich dabei auch der Lächerlichkeit preisgibt und es sich doch um einen ergreifenden Kampf handelt: „Es ist die Weigerung, unter das Menschliche abzusinken, jenes Insekt zu werden, jenes inerte Objekt, auf das die

¹ vgl. Beauvoir, Simone de: *Das Alter*. S 270

² Améry, Jean: *Über das Altern*. S 28 ff

³ vgl. Beauvoir, Simone de: *Das Alter*. S 492

⁴ vgl. Beauvoir, Simone de: *Das Alter*. S 635 f

Erwachsenen den alten Menschen reduzieren wollen. Es hat etwas Heroisches, wenn man in einer solchen Bedürftigkeit ein Minimum an Würde zu wahren sucht.“¹

Auch Baltes weist auf wissenschaftliche Befunde hin, welche negative Altersstereotype bestätigen. Es ist erwiesen, dass sich diese Gedankenmuster sowohl im betroffenen alten Menschen selbst als auch schon in jüngeren Generationen bei der Gestaltung des eigenen Lebens, des Vertrauens in sich selbst, in die eigenen Fähigkeiten in abträglicher Weise manifestieren. Die Erwartungshaltung in die Jahre des alt seins ist vornehmlich negativ geprägt und beeinflusst nicht nur den individuellen Lebenslauf sondern auch das gesamte gesellschaftliche und soziale Umfeld.²

Gewalt

Bei Nichtbefolgung der von der Erwachsenen-Gesellschaft geforderten Regeln des Alters droht dem alten Menschen Bestrafung, die von Erniedrigung bis zu Gewalt reicht. Wie muss der Begriff Gewalt in diesem Zusammenhang interpretiert werden ?

Im Falle Demütigungen nicht fruchten, der alte Mensch sich Interessen, die nicht die seinen sind bzw. diesen unter Umständen entgegen stehen, nicht unterwirft, greift man - so Beauvoir – zu massiveren Gewaltmaßnahmen. Gewalt gegen alte Menschen zeigt sich vornehmlich entweder in Misshandlungen, d.h. aktives Tun, oder aber in Unterlassung von Handlungen, d.h. Vernachlässigung.

Der Erwachsene steht in seiner Beziehung zu alten Menschen zwischen ethischen – das Alter ist zu ehren - und gesetzlichen Zwängen auf der einen Seite und seinen persönlichen Interessen auf der anderen. Daher muss er sein Verhalten den Alten gegenüber subtil wählen, was zum Vorwurf der Doppelzüngigkeit führen kann. Beauvoir bezeichnet dies sogar als Tyrannei auf heimtückische Weise. Oft erst bei genauerem Hinsehen ist zu erkennen, dass sich hinter großer Fürsorge und augenscheinlichem Wohlwollen die Absicht versteckt, den Willen des alten Menschen zu manipulieren, ihn zu zermürben, auch zu betrügen oder aber durch

¹ Beauvoir, Simone de: *Das Alter*. S 636

² vgl. Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor*. S 32

Ironie und Zynismus dem Spott preiszugeben und auf diese Weise seinen Stellenwert in Familie und Gesellschaft zu untergraben.¹

Gewalt ist ein sehr komplexes Phänomen. Ob ein Verhalten gewalttätig zu nennen ist, bleibt oft der subjektiven Auslegung des Einzelnen überlassen bzw. den jeweiligen und damit fließenden gesellschaftlichen und moralischen Normen und Wertvorstellungen. Ob ein Verhalten die Grenze zur Gewalt überschreitet ist aber auch abhängig von der jeweiligen Situation, d.h. vom Beurteilenden. So wird es zum Beispiel unterschiedliche Auslegungen im medizinischen oder sozialen Bereich und jenem des Strafvollzuges geben. Die World Health Organisation WHO definiert Gewalt so breit, dass sowohl die Handlungen der Täter als auch die persönliche Betroffenheit der Opfer berücksichtigt wird, wobei nicht nur physische Gewaltausübung sondern auch psychische Belastungen durch Drohungen, Einschüchterungen und dergleichen zu subsumieren sind:

„Der absichtliche Gebrauch von angedrohtem oder tatsächlichem körperlichem Zwang oder physischer Macht gegen die eigene oder eine andere Person, gegen eine Gruppe oder Gemeinschaft, der entweder konkret oder mit hoher Wahrscheinlichkeit zu Verletzungen, Tod, psychischen Schäden, Fehlentwicklung oder Deprivation führt.“²

Zeit

Der Empfinden der Zeit ändert sich im Alter. Was dem alten Menschen zugestanden wird, ist – wie bereits oben erwähnt - die Zeit. Sein Umgang mit der Zeit ist diffizil, denn – wie Jean Améry es bezeichnet: „Zeitstrecken oder Zeitmassen sind relativ [...] auch zueinander. Ihre Relationen bleiben dabei nicht die gleichen.“³ Was früher bedeutungsvoll war, hat an Wichtigkeit und Bedeutung verloren, was früher lang andauerte wird im Rückblick ein nur kurzes Erlebnis, das alles andere überdeckt. Der vergangene Lebensabschnitt erscheint dem Menschen kurz, da unwesentliche oder auch schmerzliche Ereignisse in der Erinnerung ausgeblendet werden. Gezählte Zeit - Uhr und Kalender - sind für den Menschen im Rückblick nicht mehr realisierbar. Auch was in der Vergangenheit als lange, monotone Zeitspanne, als langweilig, erlebt wurde, ist in der Erinnerung des Heute eine sehr kurze, unwesentliche. Dagegen bleiben ereignisreiche, kurze Momente des Lebens detailliert und als

¹ vgl. Beauvoir, Simone de: *Das Alter*. S 280

² http://www.who.int/violence_injury_prevention/violence/world_report/en/summary_ge.pdf

³ Améry, Jean: *Über das Altern*. S 21

lange Zeitdauer in der Erinnerung. Die Zeit ist „in uns, so wie der Raum *um* uns ist“ schreibt Améry ¹ „Wir finden die Zeit im *Altern*“. Es ist der Begriff der Vergangenheit, der im Zusammenhang mit dem Alter wesentlich ist. Wenn Gegenwart eine Zeitspanne ist, die eigentlich keine Spanne umfasst, da sie Vergangenheit und Zukunft zugleich ist, so kann mit dem Begriff „jetzt“ - bei Améry - ein Feld bezeichnet werden, das „Vergangenheits- und Zukunftsquanten“ ² enthält. Mit dem Begriff „jetzt“ können Minuten aber auch Monate oder Jahre gemeint sein, seine Verwendung ist stets pragmatisch, Rück- und Vorgriffe in die Vergangenheit und die Zukunft können im „jetzt“ integriert sein. Der alte Mensch muss dabei jedoch abstrahieren, „Gegenwart und Zukunft verlieren ihren Zeitcharakter. Die Gegenwart wird unausgesetzt verschluckt von der Vergangenheit, der Zukunft ergeht es nicht besser.“ ³ Beauvoir schreibt dazu: „Die Frist, die ihm [dem gealterten Menschen] bleibt, erscheint ihm kurz; denn die Zeit verfließt in den verschiedenen Augenblicken unseres Daseins nicht stets in der gleichen Weise: Sie eilt immer mehr, je älter wir werden.“ – sie ist relativ. Während das Kind „verloren im Schoß eines Werdens ohne Anfang und Ende“ ist, noch für den Jugendlichen eine Lebens-Zeitspanne von 50 oder 60 Jahren als unvorstellbar lange gilt, verändert sich das Zeitgefühl mit zunehmendem Alter. Nur Erinnerungen an die eigene Kindheit vermitteln die ehemaligen Gedanken an eine „grenzenlose Zukunft“ und sind auch deshalb so wertvoll und von Wehmut getragen.⁴

Noch junge Menschen haben die Zukunft, viel Zeit vor sich – doch es ist nicht nur die Zeit, die ihnen gegeben ist, es ist vor allem die Welt, die ihnen und ihrer Potentialität offen steht, deren Möglichkeiten und Herausforderungen sie mit Ungeduld erwarten. Der alte Mensch hingegen hat ein Leben hinter sich, das „nichts ist als aufgesammelte Zeit, gelebte, abgelebte“ ⁵ und vor sich eine kurze Zeitspanne und eine immer weniger werdende, eingeschränkte Welt. Der alte Mensch ist eine fertige Persönlichkeit, „die Würfel sind schon gefallen, der Tod wohnt schon in ihm: Deshalb ist nichts, was ihm widerfährt, noch von Belang“ ⁶.

Die Erinnerung an die Vergangenheit betrifft nicht die verflossene Zeit, sondern das, was in dieser Zeit für den Menschen von Bedeutung war – positiv oder negativ. Es ist die Welt von damals, an die er sich erinnert, als er noch ein aktiver Teil dieser Welt war, er in der Lage

¹ Améry, Jean: *Über das Altern*. S 22

² ebd. S 24

³ ebd. S 25

⁴ vgl. Beauvoir, Simone de: *Das Alter*. S 486-489

⁵ Améry, Jean: *Über das Altern*. S 25

⁶ Beauvoir, Simone de: *Das Alter*. S 270

war sie mitzugestalten, aber auch an die damalige innere Welt, d.h. die eigenen Gedanken, Gefühle, Hoffnungen und Ansprüche an die Zukunft. „Zu meiner Zeit“, eine Alltagsfloskel alter Menschen, bringt dies zum Ausdruck.

Auch Arthur Schopenhauer widmet sich der Frage der verschwundenen Zeit, des im Rückblick so kurzen Lebens ¹. Für ihn scheint das Leben kurz, da das Erinnerungsvermögen des Menschen mangelhaft ist, alles was unwesentlich oder auch unangenehm ist, aus der Erinnerung fällt. Da nur jene Erlebnisse im Gedächtnis haften bleiben, die der Mensch reflektiert, mit denen er sich öfter auseinandersetzt, deren er sich oft erinnert, verblassen alle anderen Vorfälle allmählich, werden von wichtigeren Vorgängen verdrängt, überlagert und entschwinden aus dem Gedächtnis. Da die Kapazität des Gedächtnisses begrenzt ist und im Laufe des Lebens immer weniger Ereignisse als so wesentlich erachtet werden, dass sie wiederholt aus der Erinnerung hervorgeholt und neu überdacht werden, fallen diese in Vergessenheit. Gleiches gilt für unangenehme Vorfälle, die gerne vergessen werden, sobald jede Erinnerung daran kränkend, schmerzvoll oder auch peinlich ist. Es sind immer weniger erinnerungswerte Geschehnisse, Vorfälle, mit denen sich der alternde Mensch auseinandersetzen möchte, seine Gedanken konzentrieren sich vielmehr auf weit Zurückliegendes, auf seine Kindheit, als alles den Reiz des Neuen hatte, erst- und einmalig war und daher tief in der Erinnerung verankert ist. Die Zeit zwischen den Stationen des Lebens, den Erlebnissen, die das Leben prägen und die im Gedächtnis haften, kann jedoch nicht visualisiert werden, sie ist keiner Anschauung zugänglich, sie ist in der Erinnerung nicht erkennbar, gibt kein Bild ab, sie ist nur ein Begriff. Daher reiht sich in ihr nur ein Geschehnis an das andere, das Leben schrumpft auf Ereignisse, Vorfälle zusammen, die dazwischen liegenden Zeitspannen verschwinden. Mit zunehmendem Alter nimmt das bewusste Erleben der Welt – so Schopenhauer – ab, das Leben zieht vorüber und viele Ereignisse machen wenig oder keinen Eindruck. Die Zeit vergeht, ohne Eindruck oder Spuren im Gedächtnis zu hinterlassen, die Tage, Wochen und Monate werden immer unbedeutender und scheinen, da inhaltslos, auch immer kürzer zu werden. „Demnach hat die Zeit unseres Lebens eine beschleunigte Bewegung wie die einer herabrollenden Kugel; und wie auf einer sich drehenden Scheibe jeder Punkt um so schneller läuft, als er weiter vom Zentro abliegt; so verfließt jedem nach Maßgabe seiner Entfernung vom Lebensanfang die Zeit schneller und immer schneller.“ Treffender hätte Schopenhauer die Alltagserfahrung jedes Menschen nicht formulieren können.

¹ Schopenhauer, Arthur: „Aphorismen zur Lebensweisheit“. In: Ders.: *Parerga und Paralipomena*. S 575 ff

Die endliche Zeitlichkeit des Lebens ist ein Problem des psychischen Alterns, wie auch Rentsch es beschreibt.¹ Der alternde Mensch blickt auf eine immer größer werdende Zeitspanne zurück, das Paket der Erinnerungen wird größer, die Gegenwart wird immer stärker vom in der Vergangenheit Erlebten beeinflusst. Was in früheren Lebensphasen von der Zukunft als Lebenssinn gebend erhofft und erwartet wurde, entschwindet im Alter, zugleich wird die noch erhoffte Rest-Lebenszeit zunehmend kostbarer. Auch positive Alterungsmerkmale wie Lebenszufriedenheit oder ein Zeitbewußtsein, das mit jenem junger Menschen vergleichbar ist, sieht Rentsch als Bestätigung seiner These der objektiven Radikalisierung der menschlichen Situation. Für ihn sind diese beobachteten Beispiele ein Beweis dafür, dass ein bewusstes Leben im Alter Strategien entwickeln kann, um mit den Problemen der Zeitlichkeit gut zurecht zu kommen bzw. sind sie eine Bestätigung der Universalität und Kontinuität der Grundsituation des Menschen, die auch schon im jüngeren Lebensalter zu Krisen und Problemen führen kann. Als konstitutive Grundzüge, die für den Menschen in allen Lebensbereichen wesentlich, für das Altern jedoch entscheidend sind, nennt Rentsch die praktischen Sinnentwürfe, das kommunikative Wesen des Menschen, die einmalige Ganzheit und Leiblichkeit sowie die Endlichkeit und Negativität².

Das Vergessen ist aus der anthropologischen Sicht von Rentsch ein Verdecken der Vergangenheit, „[...] dass wir uns selbst in unserer Lebensgeschichte nicht gänzlich verständlich sind und sein können.“³ Er nennt das Vergessen sogar eine Notwendigkeit, um „nicht wahnsinnig“ zu werden. Der Mensch ist gezwungen, sein Leben in der Gegenwart zu führen, seine Vergangenheit ist für ihn nur in Teilaspekten transparent.

„Das Prinzip Hoffnung“

Aber der Mensch, der von seiner Wesenheit von der Zukunft her bestimmt ist, der sodann im Alter keine Zukunft hat, dessen Bestimmung das Nichts ist - dieser negativen Sicht auf das Alter(n) hält Ernst Bloch auch die Fähigkeit zum Träumen vom besseren Leben, zum „Hoffen über den gewordenen Tag hinaus“ entgegen⁴. Bloch weist dem Alter zwar vornehmlich negative Attribute zu, wie etwa Vergessen, körperliche Beschwerden, Geiz,

¹ Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 299 f

² ebd. S 287 ff

³ ebd. S 295

⁴ Bloch, Ernst: *Das Prinzip Hoffnung*. S 9

Egoismus und dergleichen, er räumt jedoch auch ein, dass Vorteile aus dieser Lebensphase gezogen werden können, die von der (kapitalistischen) Gesellschaft nicht wahrgenommen werden: Der Mensch lernt im Alter zu vergessen, die Schere zwischen Wunsch und Realisierbarkeit wird immer größer: „Läßt der Wunsch nicht nach, so die Kraft, die ihn sich erfüllen zutraut. Läßt die Kraft nicht nach, so die enttäuschte Gabe, vorauszumalen. Insofern also, oft nur insofern, nimmt die Unruhe ab.“¹ Der alternde Mensch lernt zu vergessen, aber nicht zu wünschen. Anders als die Jugend, deren Wünsche weltoffen sind, die Zukunftspläne schmiedet, kennt der alte Mensch die Grenzen seiner Möglichkeiten, er passt seine Wünsche der ihn umgebenden Realität an, sie werden immer anspruchsloser. Einer dieser Wünsche, der letzte, ist jener nach Ruhe. Es ist der Wunsch nach Stille, die Vorstellung „Der Altgewordene, der, in abendlicher Kühle auf der Bank vor seiner Haustür sitzend, das verbrachte Leben überschlägt und sonst nichts [...]“ – dieses Bild ist, wie Bloch es formuliert, „wirtschaftlich wie inhaltlich außer Kurs gekommen.“ und könnte, wenn überhaupt, nur in einem sozialistischen Gesellschaftssystem umgesetzt werden.² Es ist der Wunsch nach Stille, einer Ruhe, in welcher der alte Mensch eine - seine - Epoche verkörpern kann, in ihr nochmals leben und in ihr auch sterben kann - für Nühlen-Graab eine Utopie.³

Es ist jedoch nicht nur das Wünschen und Träumen, das dem alten Menschen bleibt, trotz vieler Beschränkungen, Leiden, Verluste und dem Bewusstsein des unausweichlich näher kommenden Todes. Es ermöglicht auch, auf das bisher Erlebte, Geschaffene zurückzublicken, es zu bewerten und die Früchte der Leistungen zu genießen.⁴ „Im allgemeinen werden derart die Spätjahre eines Menschen desto mehr Jugend enthalten, dem unkopierten Sinne nach, je mehr Sammlung bereits in der Jugend war; die Lebensabschnitte, also auch das Alter verlieren dann ihre isolierte Schärfe.“⁵ Der alte Mensch wäre in diesem Sinne selbst verantwortlich für sein Erleben des Alters. Doch dies wird relativiert. Denn einerseits definiert Bloch das Alter nicht als einen vom bisherigen Leben zu separierenden Abschnitt, sondern die kontinuierliche Fortsetzung in einer Biographie des Menschen. Je nach dem wie er mit den an ihn gestellten Anforderungen umgegangen ist, wie er sein bisheriges Leben gestaltet hat, seine Potentiale nützt, wird auch das spätere Leben eine Fortsetzung des bisherigen sein können mit allen sich bietenden Möglichkeiten der Entfaltung. Andererseits weist auch er darauf hin, dass die Lebensjahre von Gesellschaft und Kultur in Phasen zerteilt werden, Rollenbilder zugewiesen

¹ Bloch, Ernst: *Das Prinzip Hoffnung*. S 38

² ebd. S 43

³ vgl. Nühlen-Graab, Maria: *Philosophische Grundlagen der Gerontologie*. S 188

⁴ vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 272

⁵ vgl. Bloch, Ernst: *Das Prinzip Hoffnung*. S 41

und deren jeweiliger Status in dieser jeweiligen Gesellschaft definiert werden ¹. Durch den negativ besetzten Status des Alters in unserem Kulturkreis, die negativen Bewertungen wie z.B. die Stereotypen, die Rollenverluste, ist es dem alten Menschen oft nicht möglich, seinem Leben Kontinuität zu verleihen.

So wie das Alter und alle damit zusammenhängenden Themen mehrheitlich negativ besetzt sind, steht die Jugend im Fokus der Gesellschaft, wird zum Mythos: „Eine Gesellschaft, die sich verzweifelt auf Jugend schminkt“ ². Diese Einstellung schwappt über auf das Alter und beeinträchtigt die Akzeptanz dieser Lebensphase und das Selbstbewusstsein der Betroffenen. Ein alter Mensch erfährt nur dann Anerkennung seitens der Gesellschaft, wenn seine Handlungen, seine Leistungen und nicht zuletzt auch seine äußere Erscheinung an die Normen der Jugendlichkeit möglichst nahe herankommen. „Anstatt auf die Potentiale im Alter zu achten, diese zu erkennen und zu würdigen, werden ältere Menschen an dem gesellschaftlichen Leitbild des „Immer-Jugendlichen“ und „Leistungsfähigen“ gemessen.“ ³ Während die Phase des Bemühens, es er Jugend gleich zu tun, um deren Anerkennung zu kämpfen, dem Willen und Mut zur Rebellion des alternden Menschen zuzuschreiben ist, manifestiert sich die Resignation im Rückzug aus einer feindlicher werdenden Welt, wie es auch Améry ⁴ beschreibt.

Das biologische Altern

„Die Biologie ist keine Freundin des Alters“ schreibt Paul B. Baltes in einem Artikel für die Neue Zürcher Zeitung, erschienen am 4. November 2006, nur wenige Tage vor seinem Tod. Später im Text bezeichnet er die biologische Ausstattung des Menschen gar als Feind des Alters ⁵. In biologischer, auch medizinischer Hinsicht, bedeutet Altern, dass sich die biologische Funktionstüchtigkeit des Körpers in unterschiedlicher Geschwindigkeit reduziert, was mit einer immer größer werdenden Sterbewahrscheinlichkeit einhergeht und unweigerlich und ausnahmslos mit dem Tod endet. Älter werden ist untrennbar verbunden mit

¹ vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 272

² Bloch, Ernst: *Das Prinzip Hoffnung*. S 40

³ vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 335

⁴ Améry, Jean: *Über das Altern*. S 87 ff

⁵ <http://www.nzz.ch/2006/11/04/zf/articleECHIW.html> S 2

Verlust körperlicher Fitness und Fähigkeiten, auch wenn unterschiedliche Funktionssysteme des Körpers, auch Körperteile, unterschiedlich schnell oder wenig bis nicht altern. Die wissenschaftliche Suche nach einem Altersgen bzw. die Erreichung eines hohen Lebensalters aufgrund eines gen-gesteuerten Programms wird mit Nachdruck vorangetrieben.¹ Aus Sicht der biologischen Evolution, die nicht auf Fortschritt angelegt ist, bestenfalls auf Komplexität, deren Akteure nur dahin ausgerichtet sind um zu überleben, die sich fortpflanzen wollen, macht es keinen Sinn, dass die Lebensdauer eines Individuums bis weit nach seiner Reproduktionsphase reichen sollte. Die diesbezüglich auf genetische Optimierung zielende Evolution vernachlässigt das Alter, die genetischen Mechanismen der Selbstregulation greifen nicht mehr. Langlebigkeit kann nur aus Sicht der kulturellen Evolution ein Zweck beigemessen werden, der sich jedoch auf das einzelne Individuum reduziert.

Die biologische Ausstattung des Menschen ist für den Alterungsprozess zweitrangig. Die geistigen Fähigkeiten, das Wissen, der Einfluss der Kultur einschließlich ihrer technologischen Aspekte können ausgeprägter wirksam sein als die Kraft der Biologie.² Es ist dies ein hoffnungsvoller Standpunkt gegenüber dem Älterwerden und Altsein. Baltes & Baltes vertreten sogar den Standpunkt, „dass das Alter(n) zu einem wesentlichen Teil ein Produkt der menschlichen Kultur ist.“³ Verbesserungen auf den Sektoren der Kultur, der Zivilisation und nicht zuletzt der Technologie überdecken und kompensieren biologische Defizite über einen langen Lebenszeitraum. Auch wenn nun der biologische Abbau des alternden Menschen im Normfall außer Frage steht, ist davon auszugehen, dass das Individuum über enorme Leistungsreserven verfügt, wie Forschungsergebnisse zeigen. Diese oftmals brach liegenden Potentiale beziehen sich nicht nur auf körperliche Leistungen sondern auch und vor allem auf Prozesse des Gehirns, worauf oben näher eingegangen wird. Allerdings ist der biologische Abbauprozess, die Abnahme der Sensibilität der Sinnesorgane und damit die von der menschlichen Physiologie abhängige Erlebnisfähigkeit maßgeblich verantwortlich für das sich im Alter verändernde Selbstbild des Menschen. Wenn der Verlust des bisher Selbstverständlichen nicht bewusst wahrgenommen, akzeptiert und in das Selbstbild integriert wird, wenn es zu einer permanenten und aussichtslosen Rebellion gegen sich selbst kommt, führt diese innere Kluft nicht selten zur Altersdepression und Abgestumpftheit.¹

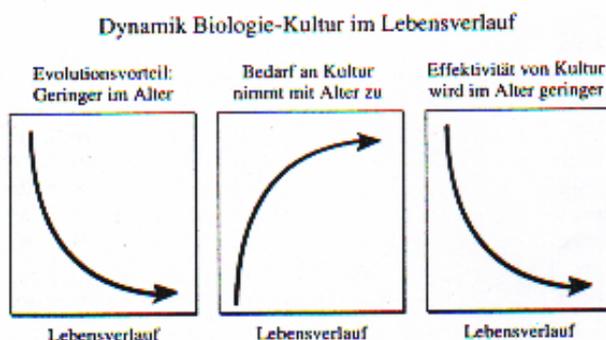
¹ vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 97

² vgl. ebd. S 11 f

³ ebd. S 18

¹ ebd. S 427

Es obliegt der jeweiligen Gesellschaft, eine entsprechende Kultur zu pflegen, den älteren Menschen die Möglichkeiten einzuräumen, ihr Wissen einzubringen, ihre Ressourcen zu nutzen und zu erweitern – nur dann kann ein für alle Generationen positiver Prozess stattfinden.¹



Schematische Darstellung von drei Wirksystemen, die als Rahmenbedingungen die Form des Lebensverlaufs entscheidend mitbestimmen. Altersverläufe und Altersformen sind immer Ausdruck des Zusammenspiels zwischen diesen Wirksystemen. Eine Konsequenz ist, daß die Plastizität (Bandbreite des prinzipiell Möglichen) im Alter abnimmt.²

Das links angeordnete Bild zeigt, dass in der ersten Lebenshälfte vor allem der in der biologischen Evolution entstandene Selektionsvorteil sowie das parallel dazu verbesserte Genom des Menschen wirksam sind. Begründung: die Selektion wirkt sich vor allem in Bezug auf die Fertilität und das Verhalten der Eltern aus. Die biologische Selektion konnte sich im Laufe der Evolution in der zweiten Lebenshälfte des Menschen nicht voll entfalten, denn dem Großteil der Menschheit blieb ein Leben bis ins höhere oder hohe Alter versagt, die Selektionsmechanismen konnten hier nicht greifen. Daher zeigt das menschliche Genom im Alter mehr Mängel als in der Jugend, das biologische Potential nimmt ab, was als Ursache für die altersbedingten, im Laufe der Evolution nicht ausselektierten Krankheiten gesehen wird. Baltes bezeichnet die Alterskrankheiten als „postreproduktiv“.³

Das soziale und kulturelle Altern

Die mittlere Grafik zeigt die große Bedeutung von Kultur und sozialem Umfeld für das Altern, die rechte deren Effektivität. Voraussetzung für ein langes Leben, alt zu werden, ist der Zugriff auf unterstützende kulturelle, soziale, gesellschaftliche Systeme. Je höher das

¹ vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 21

² Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor*. S 50

³ vgl. ebd. S 51 ff

Lebensalter, je mangelhafter und schwächer der Mensch als biologisches Individuum ist, umso mehr Unterstützungsarbeit hat die Gesellschaft zu leisten.

In Bezug auf die Effektivität dieser Unterstützung offenbart sich der enge Zusammenhang mit den biologischen Gegebenheiten des Empfängers. Je schlechter die körperliche Verfassung des alten Menschen ist, umso weniger erreichen die gesellschaftlichen und individuellen Anstrengungen ihr Ziel, umso weniger effektiv sind die Bemühungen und immer mehr Ressourcen müssen eingesetzt werden. Im hohen Alter wird es sodann nicht mehr möglich, das biologische Manko, die körperlichen Mängel zu kompensieren, denn altersbedingte Verlustprozesse können verlangsamt, jedoch nicht aufgehalten werden – zumindest nicht bis es möglich ist und auch aus ethischen Gesichtspunkten gerechtfertigt werden kann, das Genom des Menschen zu verändern.

Die Einteilung der menschlichen Lebenszeit ist auf vergangene Gesellschaftsstrukturen zurückzuführen, als die Lebenserwartung im Durchschnitt erheblich geringer, alte beziehungsweise sehr alte Menschen nur einen kleinen Teil der Bevölkerung ausmachten. Am beginnenden 21. Jahrhundert stellt sich die demographische Lage völlig anders dar: gemäß einer Studie des Berlin-Instituts über Folgen des Bevölkerungsschwunds und der Alterung nimmt „der demografische Wandel an Fahrt auf: Die Einwohnerzahl Deutschlands ist seit ihrem Höchststand 2002 bereits um rund 800.000 gesunken. Die Belegschaften der Unternehmen altern, und die geburtenstarken Jahrgänge der Babyboomer beginnen in diesem Jahrzehnt ins Rentenalter einzutreten.“¹ Allerdings halten die gesellschaftlichen Strukturen mit dieser Entwicklung nicht Schritt und es darf nicht verwundern, dass die „sozial verfaßte Welt älterer Menschen, und vor allem der gesunden Älteren, gegenwärtig relativ leer ist. Was die sozial verfaßte Öffentlichkeit angeht, sind ältere Menschen weitgehend „rollenlos“²

Der Übergang vom aktiven Erwerbsleben in den sogenannten Ruhestand – ob erzwungen oder freiwillig – ist der gesellschaftlich vorgegebene Eintritt in die Altersphase.

Etliche Altersforscher plädieren für die Abschaffung der Institutionalisierung des Lebensverlaufs und vor allem auch der starren Vorgabe des Pensionierungszeitpunktes. Sie sprechen sich für stärkere Berücksichtigung der Verschiedenartigkeit älterer Menschen aus.¹ So verlockend und positiv dies sein kann, könnte der Einzelne mit der Entscheidung auch

¹ vgl. <http://www.berlin-institut.org/studien/die-demografische-lageder-nation.html>

² Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor*. S 58

¹ vgl. ebd. S 59

überfordert sein oder seine Menschenwürde verlieren, d.h. er nicht (mehr) in der Lage sein, eine diesbezügliche Entscheidung zu treffen, die möglicherweise seinem Selbstschutz dient, ihn vor zunehmender Überforderung bewahrt.¹

Der Beginn des sozialen Alterns ist weitaus subtiler. Dass der Mensch ein „vergesellschaftetes Tier“ ist, formuliert Jean Améry wie folgt: „[...] unser Geschick als einzelne, die nicht leben können ohne die anderen, aber auch nicht mit ihnen und nicht gegen sie, die absurde und widersprüchliche Grundverfassung des Menschen, der als Einziger herrschen möchte über sein Eigentum – die Welt ! – und dabei weiß, dass Welt und Eigentum nur sind, wo andere seinen Platz und Besitz ihm streitig machen. Auch diese Kontradiktion wird, so wie die meisten, die unser Dasein entstellen, erst dem Alternden voll bewusst.“²

Das soziale Alter beginnt mit der Beobachtung, dem Empfinden des Betroffenen, dass ihm Entwicklungsmöglichkeiten, die Chance das zu werden, was er sein möchte, seitens der Gesellschaft nicht mehr zugetraut werden. Sie „will sich nicht mehr darauf einlassen, ihn als den zu sehen, der er sein *könnte*.“ Unter sein Leben bzw. seine Leistungen wird Bilanz gezogen, er bleibt mit dem bisher Erreichten verhaftet, ohne weitere Chance auf Veränderung, er verliert jegliche Potentialität. Die Gesellschaft fixiert das Bild seines sozialen Selbst, sie stellt fest, was er ist, wo er hierarchisch positioniert wird, denn der Mensch ist, was er gesellschaftlich leistet. Dieses Bild wird früher oder später vom Betroffenen verinnerlicht, er findet sich damit ab, die Interaktion mit der Gesellschaft verloren zu haben, nur mehr geschichtete Zeit zu sein, er resigniert. Améry räumt jedoch ein, dass das soziale Alter von einem „Kausalgeflecht“ bestimmt wird, von den jeweiligen gesellschaftlichen Strukturen, dem individuellen Umfeld und nicht zuletzt der geschichtlichen Epoche.³

Auf den Punkt gebracht heißt Altern auch, dass die Veränderungen des Körpers nicht nur auf das Subjekt einwirken, sondern auch eine gesellschaftliche Wirkung zeigen: „Der Alternde wird hässlich: hässlich ist, was man haßt. Er wird schwach, was in der Umgangssprache einer bewertenden, beziehungsweise entwertenden Qualifikation gleichkommt [...]“¹. Damit ist der Mensch, wenn er alt ist, hässlich und schwach und kann den Anforderungen der Gesellschaft nicht mehr entsprechen. Auch die zahlreichen Prädikate,

¹ vgl. Baltes, Paul B./Lindenberg, U./Staudinger, Ursula M.: *Die zwei Gesichter der Intelligenz im Alter*.

² Améry, Jean: *Über das Altern*. S 65 ff

³ vgl. ebd. S 69

¹ ebd. S 77

die mit der verneinenden Vorsilbe „un“ beginnen und auf das Alter gemünzt sind – unleidlich, ungesund, unerfreulich, unangenehm, etc. – werden von Améry als „Nichtung“ oder Ver-Nichtung des alternden Menschen durch die Gesellschaft angesehen. Der den gesellschaftlichen Konventionen folgende Respekt junger Menschen vor den Alten verbirgt nur deren Widerwillen vor dem Nichts, das diese repräsentieren. Dieses Nicht-Sein heißt nicht nur, dass der alte für den jungen Menschen nicht (mehr) existiert, sondern auch für seinesgleichen. Auch alte Menschen verweigern ihresgleichen oft Solidarität und Verständnis, sie kehren sich ab von ihnen, um sich umso mehr den jungen Menschen zuzukehren – oftmals im Wunsch, dass von deren Jugendlichkeit etwas auf sie übergehen kann. Ehrbezeugungen, Auszeichnungen für das Lebenswerk und ähnliches werden von Améry als nichtssagend und Alterskuriosität abgetan: „denn das achtungsvolle Anschauen des Gewesenen erlaubt nicht mehr den Glauben, dass dieses noch *werden* könne. Ihre Ehrung ist düster wie ein Nekrolog. Sie nehmen in ihr den Tod des Philosophen schon voraus.“¹

Für den Menschen generell ist die Endlichkeit und Begrenztheit (Rentsch nennt sie Negativität²) etwas, das sein Leben sehr stark beeinflusst und prägt. Besonders dem alten Menschen wird seine Endlichkeit bewusst, diese zeigt sich „[...]in der Unwiederbringlichkeit des gemeinsamen und einsamen Lebens, in der Unumkehrbarkeit der sterblichen Lebensbewegung, in der Unvermeidlichkeit der zukünftigen Situationen, in der Unabänderlichkeit des Geschehens, in der Unvordenklichkeit der Anfänge des sinnhaften und bewussten Lebens und in der Unvorhersehbarkeit seines Endens.“ Die Vorsilbe „un“ bezeichnet für ihn jedoch nicht, wie bei Jean Améry, die Nichtung oder Ver-Nichtung des alternden Menschen durch die Gesellschaft, sondern die Unmöglichkeit etwas zu tun, was aufgrund der Endlichkeit des menschlichen Lebens nicht möglich ist.

Das soziale Alter – der soziale Tod – betrifft jeden alternden Menschen, er wird ausgeschlossen von der Zukunft, aus dem was wird, auch wenn er noch etliche Lebensjahre vor sich hat. Er reagiert darauf oftmals mit Gelassenheit, zumal der an ihn gestellte Anspruch, in Würde zu altern, keine Ansprüche mehr zu stellen, sich mit den Gegebenheiten abzufinden, seinem Wunsch nach Ruhe, oft auch seiner Trägheit und seinen geistigen und/oder körperlichen Schwächen entgegenkommt. Es ist Selbsttäuschung, eine geschönte, nicht

¹ Améry, Jean: *Über das Altern*. S 82

² Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 294

eingestandene Resignation. Diese Bereitschaft zur Selbsttäuschung kommt den Ambitionen der Gesellschaft der Jungen entgegen, der Alte wird missbraucht, indem die Wirtschaft von seiner sogen. „positiven Einstellung“ zum Alter finanziell profitiert, wohl wissend, dass der alte Mensch einerseits in seinem gesellschaftlichen Ist-Zustand einzementiert wird, ihm andererseits vorgegaukelt wird, durch Teilnahme am Konsum ein Stück seiner Jugend zurückbekommen zu können. Die Bereitschaft, sich dem Diktat der Jugend, der Wirtschaft zu unterwerfen, kann bis zur Verleugnung der eigenen Bedürfnisse und Wünsche reichen. Empirisch nachgewiesen wird, dass ein Zusammengehörigkeitsgefühl im Alter nicht so stark vorhanden ist, dass es zu einer Gruppenidentität bzw. Subkultur kommen könnte.¹

Auch für Staudinger und Dittmann-Kohli² ist das soziale und kulturelle Altern für den Menschen der schwierigste Prozess dieses letzten Lebensabschnittes, da neben der körperlichen Entfremdung und dem Bewusstwerden der eigenen Sterblichkeit weitere Einschnitte in den bisherigen Lebenslauf hinzukommen. Es beginnt ein steter Prozess der Neubewertung von Ereignissen, des Aufbegehrens und der Akzeptanz. Anders als jüngere Menschen mit ihren Illusionen und Idealen, ihrem oft unbeirrbaren Wunsch, ihre beruflichen und privaten Ziele zu erreichen, ist der alte Mensch bereit, Kompromisse mit sich selbst zu schließen, seine lang- und kurzfristig gesteckten Ziele den geänderten Lebensbedingungen anzupassen und hierarchisch umzustrukturieren. Es ist auch die Lebenserfahrung, die dazu beiträgt, die eigenen Möglichkeiten und Grenzen einzuschätzen und dabei die beschränkte Rest-Lebenszeit zu berücksichtigen. In gleichem Maße der Anspruch an das eigene noch verbleibende Leben herabgesetzt wird, kann auch die in jüngeren Jahren gezeigte eigene Unzulänglichkeit verziehen werden. Die gelebten Jahre werden milde beurteilt. Als Äquivalent für die verwehrt eigenen Zukunftsperspektiven werden die Erwartungen in die nächstfolgenden Generationen, in die Kinder und Enkelkinder, gesetzt.³

Eine Alternative der positiven Einstellung des Menschen zum sozialen Alter ist die „Retraite des Alternden ins Idyll“⁴. Der Betroffene nimmt am gesellschaftlichen Leben nicht mehr teil, er entzieht sich ihm bewusst, er zeigt Zufriedenheit mit dem nunmehr ruhigen, anforderungsarmen Leben. Auch dieser Alternde nimmt seine Ver-Nichtung durch die Gesellschaft nicht zur Kenntnis – „beide leben sie in der Unwahrheit und der mauvaise foi.“¹

¹vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 236

² vgl. ebd. S 423

³ vgl. ebd. S 428

⁴ Améry, Jean: *Über das Altern*. S 84

¹ ebd. S 85

Kann es eine weitere wünschbare Alternative im Umgang mit dem sozialen Altern geben ? Améry bejaht dies unter einer Voraussetzung: „Er (Anm.: Der alternde Mensch) macht die Negation durch den Blick der Anderen zu seiner Sache und erhebt sich gegen sie. [...] Das ist seine Chance und ist, vielleicht, die einzige Möglichkeit, wahrhaft in Würde zu altern.“¹

„Wie ist es trotz der offensichtlichen Zunahme der körperlichen Beschwerden und des häufigeren allein seins usw. möglich, dass ältere Menschen im großen und ganzen ähnlich zufrieden sind wie jüngere?“ fragt Baltes. Die Antwort muss lauten, dass es wie oben erwähnt, die Fähigkeit des Menschen ist, sich und seine Lebensziele sukzessive der Realität anzupassen, sein Selbst zu reflektieren, sich neu zu organisieren und derart auch die Ansprüche an sich selbst, wo nötig, zu reduzieren. Sich nicht „nach oben“ sondern „nach unten“ zu orientieren und zu vergleichen, mit Alters- und Leidgenossen, denen es gleich gut oder schlechter geht, gibt vor allem im Alter ein stabiles Selbstbewusstsein und schützt vor Unzufriedenheit.²

Der Mensch formt somit seinen individuellen Mesokosmos³. Er ist in der Lage, sich auf seine jeweilige Lebenssituation einzustellen, darüber Erkenntnis zu erlangen und zwar analog zu Piaget und der Gewinnung von Erkenntnis beim Kind – nämlich durch Assimilation – Akkomodation – Äquilibration.. Für diese These sprechen die, auch von Baltes dargelegten zwei Möglichkeiten zur Selbsttransformation.⁴ Zum einen ist dies der assimilativ-persistente Stil, der zu keiner Änderung der ursprünglichen Zielsetzungen führt und meist von Jüngeren, „Menschen mit Zukunft“ gewählt wird; zum anderen der akkomodativ-flexible Stil, der zu einer Anpassung der individuellen Ziele an die neuen Lebensumstände führt und der sich an der jeweiligen Situation orientiert. Dieser Weg wird vor allem von alternden und alten Menschen bevorzugt und ist dann sinnvoll, wenn die Erreichung der ursprünglichen Ziele an der Realität scheitern würde.

Kann „gutes“ Altern möglich sein ?

Diese Frage kann mit „ja“ beantwortet werden, sofern ein umfassendes Paket an kulturellen Kräften und unterstützenden Strukturen zur Verfügung gestellt wird. Der Umstand, dass – in den westlichen Industrienationen - Menschen von Generation zu Generation älter

¹ Améry, Jean: *Über das Altern*. S 86

² Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor*. S 41

³ vgl. Vollmer, Gerhard: *Evolutionäre Erkenntnistheorie*. S 161

⁴ vgl. Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor*. S 42

werden, ist das Ergebnis kultureller Anstrengungen und des medizinischen Fortschritts. Dass langes Leben auch gutes Leben – aus der jeweiligen individuellen Sicht - bedeuten kann, dafür müssen drei Prozesse wirksam werden:

Der erste Prozess ist jener der Optimierung von körperlichen und geistigen Ressourcen. Zweitens jener der Selektion, d.h. der alternde Mensch schränkt seine Aktivitäten und Ziele, abhängig von seinen individuellen körperlichen und/oder geistigen Reserven und den jeweiligen Gegebenheiten ein. Drittens der Prozess der Kompensation, der alternde Mensch versucht, für eingeschränkte oder verlorene Funktionsbereiche einen Ausgleich zu finden, sie zu kompensieren.

Baltes führt dazu auch ein Beispiel an: „Dem Pianisten Rubinstein wird nachgesagt, dass er die Schwächen des Alters dadurch bezwingt, dass er weniger Stücke spielt (Selektion), diese häufiger übt (Optimierung) und vor schnelleren Passagen Verlangsamungen einführt, um so das Nachfolgende durch die Kontrastierung schneller erscheinen zu lassen (Kompensation).“¹

Arthur Schopenhauer findet im Alter trotz seiner pessimistischen Lebenseinstellung auch positive Aspekte. So wird die Abnahme der kognitiven Fähigkeiten – er setzt den Beginn bereits mit dem 35. Lebensjahr an – kompensiert durch den Vorteil der Erfahrung, des angehäuften Wissens und nicht zuletzt der Fähigkeit, das Leben in seiner Ganzheit überblicken und beurteilen zu können. „Nur *wer alt wird*, erhält eine vollständige und angemessene Vorstellung vom Leben, indem er es in seiner Ganzheit und seinem natürlichen Verlauf, besonders aber nicht bloß wie die übrigen von der Eingangs-, sondern auch von der Ausgangsseite übersieht, wodurch er dann besonders die Nichtigkeit desselben vollkommen erkennt;“ – hier zeigt sich nun wiederum seine negative Lebenseinschätzung. Versöhnlich klingt es wenn er schreibt: „Dennoch bleibt die Jugend die Wurzel des Baumes der Erkenntnis; wemgleich erst die Krone die Früchte trägt.“²

Die Möglichkeiten eines „guten Alterns“ bestehen, dürfen aber nicht überbewertet werden und zu einer allzu positiven Erwartungshaltung, zu einem neuen Mythos des Alters führen, da dies wiederum negative Konsequenzen nach sich ziehen kann. Die Lebensphase des

¹ Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 29

² Schopenhauer, Arthur: „Aphorismen zur Lebensweisheit“. In: Ders.: *Parerga und Paralipomena*. S 583

Alters hat, objektiv betrachtet, viele negative Seiten und es sind gerade die negativen Klischees und Erwartungshaltungen, die das Alter nicht nur stigmatisieren, sondern auch den alten Menschen schützen. Gemeint ist der Schutz vor einer Überbeanspruchung seitens der Gesellschaft, welche in diesem Fall die Begleiterscheinungen des Alters negiert, das Anspruchsniveau nicht den Umständen anpasst, vor der Realität bewusst, eigennützig und zynisch die Augen verschließt. Klischees bewahren den alten Menschen auch davor, seine Leistungsfähigkeit zu überschätzen, überzogene Ansprüche an sich selbst zu stellen, sich zu überfordern ¹.

Alter und Gesellschaft

Die Lebenszeit eines Menschen in Zeit-Abschnitte einzuteilen, zu gliedern, wird von der jeweiligen Gesellschaft vorgenommen; in den westlichen Industrieländern erfolgt eine Dreiteilung des Lebenslaufes in die Phasen der Vorbereitung, der aktiven Erwerbsarbeit und des Ruhestandes. Diese Vorgabe durch die Gesellschaft wird von Kohli mit deren Möglichkeit der Naturalisierung erklärt; d.h.: ein von der Gesellschaft geschaffenes Ordnungsprinzip wird unter Zuhilfenahme von Verweisen auf Natur bzw. Biologie so nachhaltig und gut plausibilisiert, dass es als selbstverständlich akzeptiert wird. Die Lebensalterstrukturierung der Menschen ist also sozial konstruiert. Diese Feststellung weist darauf hin, dass es für den Einzelnen nicht möglich ist, sich der Zuordnung zu den gesellschaftlich vorgegebenen Lebenszeiten zu entziehen; auch dass die Vorgaben das Ergebnis von künstlichen Prozessen, von Konstruktionen sind und keinesfalls den biologischen Lebenslauf widerspiegeln und festschreiben. Auch wenn die Gliederung der Lebensspanne ein gesellschaftliches Konstrukt darstellt, ist sie aufgrund ihrer engen Vernetzung mit anderen gesellschaftlichen Themen nicht willkürlich veränderbar. ²

Die Berliner Altersstudie widmet sich u.a. der Frage nach der Selbstdefinition alter Menschen: „Wer bin ich?“ haben sich Erwachsene und alte Menschen, von 32 bis 84 Jahre gefragt. Grosso modo zeigen jüngere und ältere Alte der Stichprobenauswertungen, ebenso wie die jüngeren Probanden, Interesse an ihrem unmittelbaren Umfeld, ihrer Familie, ihren

¹ Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor*. S 63

² Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 234 ff

Freunden und Hobbys. Allerdings konzentriert sich die Aufmerksamkeit mit zunehmendem Lebensalter immer stärker weg von der Umwelt, hin zur Routine des Alltags, stark abhängig von der individuellen Betroffenheit durch Krankheiten oder sonstige Beeinträchtigungen.¹

Kann es ein friedliches Nebeneinander der Generationen geben ?

Die erwähnten Ergebnisse der Berliner Altersstudie unterstützen den bejahenden Standpunkt, dass ein etwaiger Konflikt zwischen den Generationen von anderer Qualität und nicht vergleichbar ist mit allen übrigen sozialen Spannungen. Jeder Mensch altert in jedem Augenblick seines Lebens, er blickt in die Zukunft und auch auf sein vergangenes Leben zurück, er reflektiert über ältere Mitmenschen und antizipiert nachfolgende Generationen, er weiß sich eingebettet in die Menschen vor und nach ihm. Nach Paul Baltes führt dies zu einer „altersübergreifenden Integration des Lebensverlaufs, einer alle Lebensetappen umgreifenden Solidarität.“² Es ist dies eine Interpretation des Standpunktes, dass das Umsorgen der Familie, die Zuneigung, auch Erwartungshaltung in Kinder und Kindeskindern nur als Kompensation für die eigene Zukunftslosigkeit gebraucht wird und somit diese Form der Solidarisierung generationsübergreifende Vorteile bringt.³

„Zu meiner Zeit“

Ein wesentlicher und sehr schmerzvoller Aspekt des Alterns ist der sich langsam vollziehende Prozeß des „Nicht-mehr-verstehen-Könnens“ der Welt. Was beiläufig damit beginnt, dass die verbale Kommunikation zwischen Kindern und Jugendlichen nicht mehr nachvollziehbar ist und nur kopfschüttelnd als Jargon abgetan wird, setzt sich im Umgang mit den technischen Errungenschaften bis zu den Gegenständen des Alltags, allem Modernen, fort. Der alternde Mensch reagiert entweder mit offen zur Schau getragener Ablehnung oder mit angestrengtem Bemühen, sein immer größer werdendes diesbezügliches Manko zu verbergen, wobei die oftmals zur Schau getragene Toleranz gegenüber allem Neuen – wenn man Améry Glauben schenkt – nicht Verstehen, sondern auch nur eine Form des versteckten Unverständnisses ist.¹ Es sind die Zeichen der Zeit, die der alternde Mensch nicht mehr richtig deuten kann und die ihn auch dazu bringen, sich resignierend zurückzuziehen. Es ist ein Irrweg, auf dem sich der alternde Mensch bewegt, auf dem er sich immer weniger zurecht

¹ Lindenberger, Ulman/Smith, Jacqui/Mayer, Karl Ulrich/ Baltes B.Paul (alle Hg.): *Die Berliner Altersstudie*. S 256

² vgl. Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor*. S 60

³ vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 428

¹vgl. Améry,Jean: *Über das Altern*. S 88

findet. Sein unter Umständen reiches Wissen ist nicht mehr gefragt, ist nicht mehr dienlich, es bietet keinen Anhaltspunkt, um neue, fremde Symbole zu entziffern und weder seine fluide noch seine kristalline Intelligenz schaffen es, mit den kulturellen Veränderungen zurande zu kommen: „[...] so irrt der Alternde durch die kulturellen Zeichen der Epoche.“¹ Die Kultur wird für den alten Menschen allmählich zur Last. Dieses Fremdsein, Ausgeliefertsein an eine nicht mehr einschätzbare Umwelt erzeugt Angst. Ein Zustand, der vergleichbar ist mit dem Gefühl eines Menschen in einer ihm fremden Umgebung, unter fremden Menschen, die eine ihm unbekannte Sprache sprechen, deren Symbole er nicht zuordnen und noch weniger deuten kann. Es sind Signale der Ohnmacht, die von der Gesellschaft meist als Sturheit oder Intoleranz abgetan werden. Tatsächlich handelt es sich um das oft aussichtslose bis unmögliche Vermögen, Zeichen zu erkennen, deren Entstehen er zwar mit verfolgen konnte aber nicht mit gestalten durfte. Améry schreibt dazu: „Die neuen Zeichen und ihre Relationen haben volle Gültigkeit und Zugänglichkeit immer nur für den, der selbst an ihrer Erfindung und Anordnung beteiligt ist, sie werden erlernt nur, indem sie geschaffen werden.“²

Der kulturell alternde Mensch lebt in einer Umwelt, die ihm zunehmend fremd und rätselhaft wird und jedes Bemühen, Schritt mit ihr zu halten, ist aussichtslos, „es wird ihm niemals gelingen, „to be in“.³ Der Geist der Zeit bzw. der Epoche wird in immer schnellerer Geschwindigkeit vom nächsten Zeitgeist abgelöst, ein sogen. Suprasystem ersetzt das nächste, die Dynamik steigt und der Geist der Epoche des alternden Menschen, also „seine Zeit“, wird mehrfach überlagert und entschwindet fast aus seiner Erinnerung. Er hat keine Möglichkeit – sowohl gesellschaftlich induziert als auch aufgrund seiner altersbedingt nachlassenden fluiden Intelligenz - und auch nicht mehr ausreichend Lebenszeit, die für ihn neue Welt verstehen zu lernen. Für ihn droht damit der Verlust der Welt und des Ich. Dagegen ankämpfend versucht der alternde Mensch unermüdlich, einerseits die Zeichen der Zeit, die nicht mehr die seine ist, zu entziffern, andererseits die Wertigkeiten seiner Zeit, als noch er die Welt repräsentierte, hochzuhalten. Es ist ein schwieriges Vorhaben, denn „Er versteht die Welt nicht mehr; die Welt, die er versteht, ist nicht mehr.“¹

Wenn der junge Mensch auf seine Zukunft, wenn er sich auf die vor ihm liegende Zeit fokussiert, wenn er „ein Etwas erwartet“ – was darf der alte Mensch von seiner noch

¹ Améry, Jean: *Über das Altern*. S 90

² vgl. ebd. S 94

³ vgl. ebd. S 103

¹ vgl. ebd. S 110

verbleibenden Lebenszeit erwarten? Das kulturelle Altern kündigt das Ende des Lebens nicht nur an, der Mensch erlebt in dieser Phase sein Sterben ¹.

Das andere Ich

Jean Améry beschreibt in seinem Werk „Über das Altern Revolte und Resignation“ beängstigend realistisch den Prozess der Selbstentfremdung, der Entstehung von Widerwillen bis Widerstand gegen das Ich. Für seine alternde Protagonistin wird ihr Körper zum Antagonist. Der tägliche Blick in den Spiegel zeigt erste Spuren von Alterung, die sich unaufhörlich und unaufhaltbar vertiefen: „Oft bleibe ich konsterniert haften an dem unglaublichen Zeug, das mir als Antlitz dient [...]; ich hasse mein Spiegelbild [...]“. Was als alltägliche Beobachtung im Spiegel beginnt, endet im Entsetzen - wie Améry es nennt – „dass wir Ich und Nicht-Ich sind und als Ich-Nicht-Ich das gewohnte Ich in Frage stellen können.“ ²

Es ist weder Selbsthass – diese extreme Empfindung von Abneigung kann für den eigenen körperlichen Makel nicht ursächlich sein – noch Selbstekel. Jean Améry wählt den Ausdruck Selbstüberdross in dem Sinn, dass das Leben das versagt, was man sich von ihm wünscht. Einerseits Selbstüberdross, andererseits Selbstvertrautheit – die äußeren Spuren des Alterns werden im Laufe der Zeit angenommen – Rebellion und Resignation - dies führt zu Dissonanzen. Das Bild des alternden Menschen im Spiegel und jenes, das er von sich im Inneren trägt, des noch jungen, stimmen nicht überein. Es ist die Unstimmigkeit dieser beiden „Ich“, die ein Akzeptieren des Alters so schwer machen. Jeder Blick in den Spiegel, das fremd gewordene Spiegelbild, zwingt den Menschen dazu, wenn auch nur zögernd, sein anderes – alt gewordenes – Ich doch anzunehmen. Erst wenn der Prozess der Entfremdung vollendet ist, wenn das Ich-Bild der Jugend gelöscht ist, dann erst ist dieser Mensch alt geworden, dann hat er sein Schicksal resignierend angenommen. ¹

Es ist jedoch nicht nur das fremde Bild, das aus dem Spiegel sieht und schockiert, es ist auch die schwindende Selbstverständlichkeit der Einheit Ich und Welt, die das Altern ausmacht. Es besteht in der Jugend keine Mehrdeutigkeit – Améry verwendet das Vokabel

¹ Améry, Jean: *Über das Altern*. S 109

² ebd. S 40

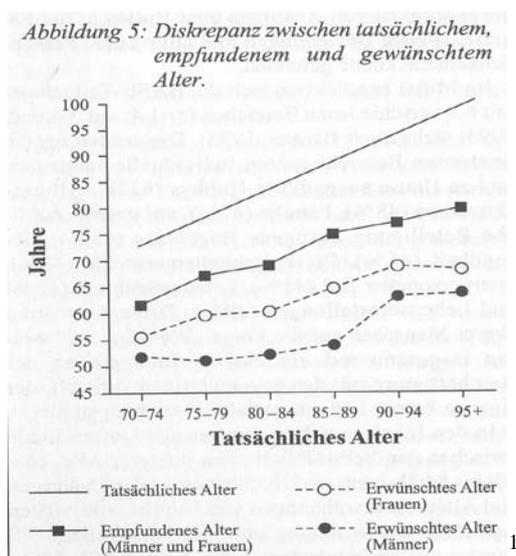
¹ vgl. ebd. S 41 ff

ambiguité – und kein Widerspruch zwischen dem eigenen Körper und der Welt; für den jungen Menschen ist es selbstverständlich, ein Teil der Welt zu sein, er zweifelt nicht daran, er ist sich noch nicht entfremdet: Der junge Mensch ist die Welt.

In Bezug auf das physische Altern des Körpers macht sich die radikalisierte Grundsituation durch Funktionsverluste oder –störungen dem Menschen bemerkbar. Erst wenn ein Körperteil oder eine Körperfunktion versagt, auch das eigene Spiegelbild nicht mehr den Erwartungen entspricht, wird dem Betroffenen seine – entfremdete - Leiblichkeit bewusst. Es kommt zur Unstimmigkeit mit dem eigenen Körper, dem Selbst. Wenn die Organe des jungen, gesunden Menschen problemlos „funktionieren“, so sind das Schlagen des Herzens, die Aktivität von Leber und Niere, etc. selbstverständlich. Erst wenn alterstypische Störungen des Organismus auftreten, entsteht eine, wie Rentsch es nennt, „entfremdete eigene Leiblichkeit, der Körper „gehört“ nicht mehr, die Füße tun weh, die Augen sehen schlecht – er entwickelt eigenmächtig Phänomene, auf die man keinen Einfluss nehmen kann. Es läuft in der Folge ein unaufhaltsamer Prozess von Akzeptanz und weiterem körperlichen Abbau ab, der Mangelzustand, wie ihn Paul B. Baltes nennt, wird dabei immer größer. Rentsch nennt dies „Gebrochenheit des Selbstwertungsprozesses im Altern“¹. Der Mensch will sich nicht mit seinem Körper identifizieren. Der physische Alterungsprozess und damit das bewusst werden der Einheitlichkeit des leiblichen Daseins stellt die eingangs erwähnte gravierende Radikalisierung der menschlichen Grundsituation des Menschen dar.

Das Ergebnis der Berliner Altersstudie im Zusammenhang mit der Frage „Wer bin ich?“ fällt dagegen überraschend positiv aus. Daher wundert es auch nicht, wenn die Teilnehmer der Studie sich im Durchschnitt um zwölf Jahre jünger fühlen als es ihrem chronologischen Alter entspricht, sie ihr Aussehen um 9 ½ Jahre jünger schätzen und es ihr Wunsch ist, um rd. 25 Jahre jünger zu sein. Bei hochbetagten Menschen sind die Abweichungen noch stärker. Die in der Studie erwähnten Forschungsergebnisse von Philipp und Ferring sowie Montepare und Lachman (beide aus dem Jahre 1989) lassen erkennen, dass das Gefühl alter Menschen „sich jung zu fühlen“ Ausdruck eines positiven Selbstbildnisses, einer bejahenden Lebenseinstellung ist, keineswegs Angst vor dem Alter oder gar dessen Verleugnung darstellt oder darstellen muss:

¹ Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 298 ff



Ist das Altern aus der Sicht des betroffenen, alternden Menschen, eine „normale“ Entwicklung ?

Jean Améry meint nein: Alt werden und sterben wird akzeptiert, solange und sofern es Andere betrifft, „wir selbst nehmen uns heraus aus Lebens- und Sterbenslauf.“² Der betroffene alternde Mensch erfährt den Prozess des Alterns als Krankheit, als ein Leiden, das gemildert, doch nicht zur Gänze geheilt werden kann. Gesundheitliche Probleme werden zwar so lange als möglich nicht mit dem Altern in Zusammenhang gebracht, doch eine Beeinträchtigung folgt der nächsten, es ist eine nach unten weisende Spirale, es ist – nach Améry – eine unheilbare Krankheit, wenngleich aus wissenschaftlicher Sicht das Alter nicht mit Krankheit gleichzusetzen ist³. So lange der Mensch sich seiner Unpässlichkeiten bewusst ist, er dagegen revoltiert, befindet er sich noch im Alterungsprozess, erst wenn er alt ist, er resigniert hat, fehlt seine Bereitschaft, gegen seine Krankheiten, besser: seine Krankheit Alter im Sinne Amérys, aufzubegehren.

Die eigene Befindlichkeit spüren, sie beurteilen, dies geschieht meist nur dann, wenn ein negativer Aspekt damit verbunden ist. Améry unterstellt jedem Mensch, der von sich sagt, dass er sich gut fühlen würde, dass es bei diesem nicht ganz so der Fall ist, denn solange man keinerlei gesundheitliche Probleme hat, man „in der Gewissheit gesunder Körperlichkeit lebt, [...] so lange fühlt man sich nicht, ist man nicht „bei sich“.“¹ Ein solcher Mensch ist mitten in der Welt, bei dem was in ihr geschieht, er ist „außer sich“, sein Ich ist mit dem Raum, der zu

¹ Lindenberger, Ulman/Smith, Jacqui/Mayer, Karl Ulrich/ Baltes B.Paul: *Die Berliner Altersstudie*. S 256

² Améry, Jean: *Über das Altern*. S 43

³ vgl. Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor*. S 30

¹ Améry, Jean: *Über das Altern*. S 45

ihm gehört und zugleich auch ihm gehört, untrennbar verwachsen. Erst der Alterungsprozess bringt eine sukzessive Abnabelung von der Welt mit sich, der alternde Mensch wird damit immer mehr zu seiner Vergangenheit, er wird Zeit, aber er wird zugleich auch immer stärker auf seinen Körper reduziert. Dieser Körper, der nun sein Ich darstellt, steht nunmehr im Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit, auch wenn er sich nicht nach seinem Wunsch präsentiert, sondern „ihm angetan“ wurde. Der alte Mensch ist gezwungen, sich mit diesem Körper auseinanderzusetzen, ihn als seine sterbliche Hülle, die ihn nicht nur außen sondern auch innen umkleidet, zu akzeptieren. Auch hierin resigniert der alte Mensch.

Die radikale Körperlichkeit des Alterns, das Ausgeliefertsein an eine unzureichende Hülle, die man nicht wechseln kann – Améry nennt sie „unser Gefängnis“¹ – verursacht auch das Ausgesperrtsein aus einer Welt, deren Teil man in jüngeren Jahren war. In der ersten Phase, jener der Rebellion, wenn der alternde Mensch sich noch am Beginn des Abwärtstrends befindet, er noch rüstig ist, versucht er der Entwicklung oft trotzig paroli zu bieten, aktiv teilzunehmen an der Welt. Doch später erlaubt es der alternde, kranke Körper dem Menschen nicht mehr das zu tun, was sein Leben einst ausmachte, er fühlt sich aus- und zurückgestoßen, gedemütigt. Die Welt wird zum Anti-Ich. Was folgt ist der Rückzug in eine Umwelt, in der er den Verlockungen, auch Erinnerungen nicht mehr ausgesetzt ist, der alte Mensch kapselt sich ab – er resigniert. Unabhängig davon, wann der individuelle Alterungsprozess einsetzt, heißt es bei Améry, dass „dem Alternden die Welt sich nicht nur entzieht, sondern dass sie zu seinem Widersacher wird und dass jeder, früher oder später [...] den ungleichen Kampf aufgibt und sich desengagiert. Der Tag des Rückzugs mit fliegenden Fahnen, der totalen Niederlage vor einer feindlich gewordenen Welt kommt für jedermann – so sicher wie der Tod, den er verkündet.“²

Das Dilemma Altern zeigt sich auch darin, dass das innere Ich, das Bewusstseins-Ich, den sich verändernden Körper ablehnt, um wieder zu dem (ehemals einheitlichen) Ich zu werden, was es in der Erinnerung war. Dieses innere, „geistige“ Ich rebelliert gegen das körperliche Ich, es will sich nicht anpassen, sich nicht von ihm unterwerfen lassen, es will nicht zu einem anderen, „falschen“ Ich werden. Améry nennt dies „Ich-Dissoziation im Alternsprozeß“¹. Nur sukzessive und schmerzvoll kommt es zu einer Symbiose von Ich-Zeit-Erinnerung und Ich-Körper-Gegenwart, das neue Ich wird langsam und mühevoll akzeptiert, der alternde Mensch hat sodann wiederum resigniert. Diese Resignation ist jedoch nicht als

¹ Améry, Jean: *Über das Altern*. S 45

² ebd. S 48

¹ ebd. S 49

Schwäche zu interpretieren, sie ist der einzig mögliche Weg zur Findung des Ich. Ein Mensch, der sich dem Diktat der Gesellschaft so weit unterwirft, dass er sein Altern verleugnet, nicht zu seinem neuen körperlichen Ich steht, der es sich und seiner Mitwelt ersparen möchte, mit seinem Materialisierungsprozess konfrontiert zu werden, wird niemals zu seiner Ich-Findung gelangen.

Alter und Schönheit – eine Dissonanz

Es ist auch ein anderer Aspekt des Alters, der die nur mühevoll zu erreichende Akzeptanz erklärt: es ist die Verbindung von Jugend und Schönheit und damit auch von Alter und Hässlichkeit, sofern der im Alltag gebräuchliche Gegensatz schön-hässlich herangezogen wird.

Für Darwin verfügt der Mensch – aber auch das Tier – über etwas, das er Schönheitssinn nennt.¹ Aus evolutionsbiologischer Sicht ist dieses Merkmal verantwortlich dafür, dass auf ästhetische Reize adäquat reagiert, nämlich der Zweck des Reizes, die sexuelle Reproduktion, richtig interpretiert wird. Da die Möglichkeit der geschlechtlichen Fortpflanzung altersabhängig ist, der Sinn für Schönheit und Attraktivität daher – folgt man Darwin – im „Dienst der natürlichen Selektion“ steht, wäre Schönheit ein Synonym für Jugend und Potenz.² Evolutionsbiologisch ist dies auch heute noch für den Menschen relevant, als sich ästhetische Formen herausgebildet haben, die „genetische und körperliche Fitness signalisieren“, die als schön oder attraktiv empfunden werden. Sobald der Mensch in eine Lebensphase eintritt, in der die Weitergabe seiner Gene nicht mehr möglich ist, wird ihm nicht nur das Prädikat der Jugend sondern auch das Attribut der Schönheit bzw. Attraktivität abgesprochen. Johann Caspar Lavater ging mit seiner Physiognomik sogar so weit zu behaupten, dass „Schönheit und Hässlichkeit des Angesichts ein „genaues Verhältnis“ zur Schönheit und Hässlichkeit der moralischen Beschaffenheit eines Menschen aufweisen [...]“. „Je moralisch besser; desto schöner. Je moralisch schlimmer: desto hässlicher.“¹ Auch wenn dies wissenschaftlich nicht bewiesen ist, kommt es doch der Alltagserfahrung sehr nahe, dass attraktive Menschen im Zusammenleben einen Wettbewerbsvorteil haben, ihnen zumindest vorab positive Charaktereigenschaften zugeschrieben werden.

¹ vgl. Darwin, Charles: *Die Abstammung des Menschen*. S 115

² vgl. Liessmann, Konrad Paul: *Schönheit*. S 77 ff

¹ vgl. ebd. S 93

Grimm beschreibt den langsamen körperlichen Verfall vom Standpunkt eines Beobachters: „der leib verfällt oder fällt ein, der rüchgrat biegt oder krümmt sich unter der jahre last, den gliedern entgeht glanz [...] das fallende, erbleichende haar, die geschlichteten, aufgelösten locken, für die einschrumpfende haut, die faltenziehende stirn, für die in der zahnreihe vorstehenden lücken.“¹ Es entstehen Assoziationen zur Märchen- und Sagenwelt der Kindheit und es darf daher nicht verwundern, wenn der alternde Mensch zu seinem Körper, zu seinem Leibes-Ich, das die Attribute der Jugend verliert, in Distanz tritt, er versucht den Alterungsprozess aufzuhalten und damit auch die „geheime Macht der Attraktivität“² nicht zu verlieren. Auch hier ist das grundsätzliche Problem des Menschen zu erkennen: einerseits ist er sein Körper, er verleiht ihm Identität, er repräsentiert den Menschen in der Welt, von ihm kann er sich nicht trennen, kann keinen anderen Körper annehmen, andererseits hat er ihn . Da sich der Mensch zu seinem Körper dank seiner Möglichkeit zur Selbstreflexivität in Distanz begeben kann, er ihn „hat“, ist er auch in der Lage, ihn gezielt einzusetzen und zu „bearbeiten“, im positiven Sinne zu optimieren. Die Ästhetisierung des menschlichen, auch des alten Körpers orientiert sich an den von der jeweiligen Gesellschaft aufgestellten Schönheitsidealen und dient nur einem: dem Ausdruck von Gesundheit, Fitness und Langlebigkeit. Dennoch: Alter und Schönheit sind selten ein „Paar“.

Entwicklung der Persönlichkeitseigenschaften

Der Mensch – nach Aristoteles ein „vergesellschaftetes Tier, ein Tier, welches Vernunft hat, die sich besonders im Denken und Handeln zeigt“³ - unterliegt sein Leben lang dem Kraftfeld der sozialen Interaktionen, das ist die wahre ich-bildende Kraft. Améry nennt es das „oktroierte (soziale) Ich“⁴ und steht dem, was er „Leibes-Ich“ nennt, entgegen. Es ist die Gesellschaft, die das soziale Ich ausmacht und da der Mensch ein Teil von ihr ist, er selbst Welt ist, er kraft seines Menschseins über exzentrische Positionalität verfügt und seine Innenwelt mit der ihn umgebenden Außenwelt interagiert (vgl. Plessner), sieht und spürt er sich so wie er glaubt, dass die Gesellschaft ihn sieht. Die Meinung des alten Menschen über sich selbst ist deckungsgleich mit jener, welche die Gesellschaft – dies nimmt er an - von ihm hat. Er will sein soziales Ich, das vor der Gesellschaft und vor ihm Bestand hat, nicht

¹ Grimm, Jacob: „Rede über das Alter“. In: Ders.: *Rede auf Wilhelm Grimm / Rede über das Alter*. S 55

² vgl. Liessmann, Konrad Paul: *Schönheit*. S 94 ff

³ Klein, Hans-Dieter: *Geschichtsphilosophie*. S 7

⁴ Améry, Jean: *Über das Altern*. S 58

aufgeben, eher verleugnet er sein anderes, körperliches Ich, das ihm Krankheiten und Schmerzen bereitet und auch dazu führt, dass ihm ein schlechter, vielleicht sogar unsteter oder auch unmoralischer Lebenswandel unterstellt wird.

Der Eintritt in den Lebensabschnitt des Alters ist oft gleichbedeutend mit dem Verlust der Erwerbsrolle oder der Vater-/Mutterrolle und damit des bisherigen Selbstkonzepts. Die daraus entstehenden Konsequenzen sind Thema der sogen. Disengagement-Theorie¹. Diese geht davon aus, dass der alte Mensch nicht kompensatorisch neue Rollen übernimmt, sondern den unvermeidlichen und auch funktionalen Rückzug aus der bisherigen Verantwortung antritt, um in der verbleibenden Lebenszeit sich auf den völligen Rückzug aus der sozialen Welt, den Tod, vorbereiten zu können. Diese These des geregelten, individuell steuerbaren Zurückziehens nicht nur zum eigenen Wohl sondern auch zum Wohl der Gesellschaft ist sehr umstritten und wird diskutiert, auch mit dem Argument, dass die zeitliche Schere zwischen dem Verlust der Erwachsenen-Rolle und dem Tod immer größer wird und nicht nur als Restzeit des Lebens verstanden werden kann.

Manchmal wird einem alternden Menschen vorgeworfen, dass er „seine Rolle“ nicht aufgeben will, er sich weigert, „die Bühne zu verlassen“. Plessner bezeichnet das Leben jedes Menschen, seine Alltäglichkeit, als „das Sich-einer-Rolle-verpflichtet-Wissen, welche wir in der Gesellschaft spielen wollen“² und zieht den Vergleich zum Schauspiel. Der Unterschied liegt darin, dass für den Menschen seine, wie Plessner sie nennt, Mit-Spieler im Leben nicht ausgewählt werden, sondern er in das soziale Netz, die Tradition und die Rolle, die er darin übernimmt, kraft seiner Geburt hineingestellt wird. Der Mensch setzt sich mit sich selbst auseinander, er „figuriert als ...“, er ist „wer“³. Wenn Plessner sich auf van der Leeuw bezieht und auf die Bedeutung des Kleides für das Rollenspiel des Menschen hinweist, so schreibt er: „Wer sein Kleid verliert, verliert sein Gesicht, seine Würde, sein Selbst“. Auch wenn Plessner dies nicht auf den alternden Menschen und seine Beziehung zu seinem Körper bezogen haben mag, so kann das als ein passender Vergleich zu den Ausführungen von Jean Améry interpretiert werden: Wer sein Kleid verliert – wenn der jugendliche Körper zur unzureichenden Hülle wird – verliert seine Würde, sein Selbst. Die Fähigkeit, eine Rolle darzustellen, zu verkörpern, erfordert auch die Fähigkeit zur Nachahmung und Verstellung.

¹vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 235 f

² Plessner, Helmuth: *Mit anderen Augen*. S 146 ff

³ ebd. S 156 f

Wenn nun das Verstellen in den Bereich des „ändern Scheinens, als man ist“ gehört ¹, die Angleichung an den von der Gesellschaft geforderten Lebensstil dies erfordert, so muss die oftmals belächelte, medizinische/chirurgische Ästhetisierung des alternden menschlichen Körpers aber auch ein betont jugendliches Verhalten, das nicht authentisch sein kann und daher nur komisch wirkt, nicht als Schwäche, sondern auch als Bemühen des Menschen gewertet werden, seine Würde mit allen ihm zur Verfügung stehenden - oft untauglichen - Mitteln zu verteidigen und bestmöglich zu erhalten.

Was hat es mit der oft genannten Menschenwürde und Würde des alten Menschen im speziellen auf sich ? Laut Brockhaus ist Menschenwürde „der Anspruch des Menschen als Träger geistig-sittlicher Werte, um seine selbst willen geachtet zu werden. Sie verbietet jede erniedrigende Behandlung oder die Behandlung eines Menschen als „bloßes Objekt.“ ² Wenn nun Würde dem Menschen innewohnt, er sie selbst für sich besitzt und sie nicht nur Bedeutung für seine Umwelt hat, für diese erkenn- und fühlbar ist, dann kann sie von dieser weder zu- noch aberkannt werden ? Hängt die Zuerkennung von Würde vom Status des Beobachters ab ? Wuketits nähert sich dieser diffizilen Frage von verschiedenen Standpunkten aus ³ um zu dem Resümee zu gelangen, dass der Begriff der Menschenwürde je nach Opportunität herangezogen wird wenn es gilt, Handlungen beziehungsweise Unterlassungen zu rechtfertigen. Hinter dem Verweis auf die zu achtende Menschenwürde verbirgt sich auch oft nur Doppelmoral: „Der Gebrauch des Konzepts der Menschenwürde ist, wie ergänzend hinzugefügt werden soll, oft nur Ausdruck einer Doppelmoral: Manchen Menschen wird sie von anderen zuerkannt, manchen nicht [...]. Das jedenfalls scheint eine weithin verbreitete Praxis zu sein.“ ⁴

Welches Ich führen wir aus der Vergangenheit über ins Altern hinein ? Auch dieser Frage widmet sich Améry ⁵. Das Ich aus der Vergangenheit, an das sich der alternde Mensch klammert, ist also ein ehemals von der Gesellschaft geschaffenes bzw. geprägtes Ich. Jede Interaktion mit der Außenwelt, jede Information, die verarbeitet wird, verändert das soziale Ich. Welches davon will der Mensch nun in das Alter hinüberretten, nicht aufgeben ? Vielleicht unterliegt der Mensch einem großen Irrtum und das, was er als sein soziales Ich

¹ Plessner, Helmuth: *Mit anderen Augen*. S 158

² Brockhaus, Buch-Nr. 044974

³ vgl. Wuketits, Franz M.: *Bioethik*. S 53 ff

⁴ ebd. S 56

⁵ Améry, Jean: *Über das Altern*. S 59

annimmt, wird nicht von der Gesellschaft geformt, sondern ist nur ein Produkt seiner diesbezüglichen Vermutungen ? Rückblickend bildet der Mensch sein soziales Ich der Vergangenheit um, es hat in der Realität vielleicht so nie existiert. Aber auch das aktuelle soziale Ich, dem sich der alternde Mensch unterwirft, muss in diesem Sinne fragwürdig sein.

Verändert sich die Persönlichkeit im Alter ?

Zu den Stereotypen des Alters zählt das Klischee bzw. der Vorwurf, dass das Alter den Menschen in seiner Persönlichkeit meist ins Negative verändern würde: Neid, Bösartigkeit, Verslossenheit gegenüber allem Neuen, nachlassende Intelligenz werden mit dem Alter in Verbindung gebracht. Als Beispiel ist Aristoteles zu erwähnen. Er schreibt: „Ferner sind sie böseartig; [...] Sie sind zudem auch argwöhnisch aus Misstrauen, [...] Und sie sind kleinmütig, [...] Des weiteren sind sie knauserig, [...] Ferner sind sie feige [...]“¹. (Der guten Ordnung halber ist jedoch anzufügen, dass nicht nur diese und weitere Eigenschaften aufgezählt, sondern auch die Gründe beschrieben werden, die zu den negativen Charakterzügen führen.)

Verändert sich demnach ein Mensch, ändert sich seine Persönlichkeit, nur weil er alt wird ? „Eine Persönlichkeitseigenschaft, auch „Persönlichkeitsmerkmal“ genannt, ist eine relativ überdauernde (zeitstabile) Bereitschaft (Disposition), die bestimmte Aspekte des Verhaltens einer Person in einer bestimmten Klasse von Situationen beschreiben und vorhersagen soll.“ Und weiter: „In der Persönlichkeitsforschung ist mit Eigenschaft heute nicht ein direkt beobachtbares Verhalten oder ein feststehender Wesenszug gemeint, sondern eine Disposition im Sinne einer Verhaltensbereitschaft.“²

Weinert schreibt ergänzend: „Was immer man im einzelnen unter Struktur und Veränderung der Persönlichkeit versteht, es wird in jedem Fall auch durch kognitive Vorgänge maßgeblich beeinflusst.“³. Und Baltes weist darauf hin, dass die „interindividuelle Variabilität“ im Alter sukzessive größer wird, wobei die zugrunde liegenden Studien sich im kognitiven Bereich auf Gedächtnis und Intelligenz konzentrieren, im Bereich der Persönlichkeitsentwicklung sind es die moralische Urteilsfähigkeit, Kontrolle der Handlungen, Zufriedenheit in der Familie, Selbstwertgefühl, Depression und Lebenszufriedenheit.¹

¹ Aristoteles: *Rhetorik*. S 112

² <http://de.wikipedia.org/wiki/Pers%C3%B6nlichkeitseigenschaft>;

³ Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 197 f

¹ vgl. Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor*. S 36 f

Im Fokus der Persönlichkeitsforschung stehen die beiden Parameter Konstanz und Variabilität im Lebensverlauf. Weinert ¹ bezeichnet die bisherigen Forschungsergebnisse als bescheiden. Anders der von ihm angeführte Andreas Kruse, der unter Bezugnahme auf die Baltimore-Studie - die sich mit der Frage der Persönlichkeitsentwicklung beschäftigt und dabei von fünf Eigenschaftsparametern ausgeht (Neurotizismus, Extrovertiertheit=Extraversion, Offenheit, Gewissenhaftigkeit und Freundlichkeit) - berichtet, dass sich die Persönlichkeitsstruktur im Alter nicht oder nur geringfügig ändert und dementsprechend die Bewältigung von Aufgaben, der Umgang mit Belastungen nur in weitaus geringerem Maße vom Lebensalter, vielmehr von Persönlichkeitsstruktur und -eigenschaften geprägt ist.

Auch Rentsch widmet sich dem Thema Persönlichkeit ². Der Mensch entwickelt seine Persönlichkeit, seine Identität, sein Ich in jungen Jahren, er hat sie sich selbst in seinen Sinnentwürfen geschaffen, er nimmt sie mit sich in das Erwachsenenleben hinein, sie begleitet ihn bis ins hohe Alter. Diese Identität aus jungen Jahren trifft auf die körperlichen Veränderungen, die der alternde Mensch als Angriff auf sich selbst empfindet. Es ist einerseits Rivalität, die der Mensch mit sich selbst austrägt, andererseits ist der körperliche Alterungsprozess ein Wesenszug der Natur des Menschen.

Améry formuliert diese Spannung folgendermaßen: „Ich bin Ich im Altern *durch* meinen Körper und *gegen* ihn: ich war Ich, als ich jung war, *ohne* meinen Leib und *mit* ihm. Das Altern ist der Moment des dialektischen Umschlags: die Quantität meines sich gegen die Vernichtung hin bewegenden Körpers wird zur neuen Qualität eines transformierten ich“. ³

Dennoch: Der Mensch mag seine Persönlichkeit im Laufe seines Lebens nicht oder kaum verändern, für sein Verhalten gilt das meistens nicht. Die von Aristoteles beschriebenen Verhaltensmuster alter Menschen können als Ausgleich, als Kompensation für die Erschwernisse des Alters und als Möglichkeit interpretiert werden, mit den Belastungen dieser Lebensphase umzugehen; Marquard. nennt dies die „Theoriefähigkeit des Alters“. ¹ Theorie steht für „Sehen und sagen, wie es ist.“ Theoriefähigkeit ist in diesem Zusammenhang „[...] die Fähigkeit, illusionsresistent zu sehen und zu sagen: So ist es.“

¹ Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 339

² vgl. ebd. S 298

³ Améry, Jean: *Über das Altern*. S 50 f

¹ Marquard, Odo: *Philosophie des Stattdessen*. S 135

Mit fortschreitenden Jahren nimmt die Gewissheit des Todes, die einzige Zukunftsperspektive des alten Menschen, immer realistischere Formen an: das Alter ist die Phase des Zukunftsverlustes. In gleichem Maße wird es schwieriger, Illusionen mit dieser armseligen Zukunft zu verbinden, vor allem jene der Endlosigkeit, dass sich in ununterbrochener Reihenfolge ein Zeitfenster nach dem anderen öffnet, endlos viel Lebenszeit vor einem liegt. „Das ist eine Illusion; denn in Wirklichkeit ist unsere Zeit Frist zum Tode, also endlich: wir werden alsbald keine Zeit und keine Zukunft mehr haben.“

Die zweite große Illusion ist die Vollendungsillusion. Der Mensch strebt nach Vollendung, er will Geschaffenes vollenden, erhebt den Anspruch nach einem vollendeten Leben. Auch dies ist nur eine Scheinvorstellung, denn wie Marquard schreibt: „[...] wir sind alsbald ohne Rücksicht auf Vollendungen am Ende. [...] unsere Mortalität besiegt unsere Finalität; unser Tod ist stärker als unsere tagtäglichen Teleologien, als unsere Lebensteleologie, als die Menschheitsteleologie. Justament das Alter macht das evident.“¹

Besonders die Illusion der Vollendung beeinflusst die Handlungen und verbalen Äußerungen der Menschen im allgemeinen, sie fordert permanente Rücksichtnahme auf in der Zukunft liegende Ziele, die auch ins Opportunistische abgleiten kann. Diese Obsorge gleicht einer Investition, die sich rechnen, die sich amortisieren soll. Es wird alles unterlassen, was die Vollendung gefährden könnte, auch was Mitmenschen dazu verleiten könnte, die Pläne zu durchkreuzen oder sich, im negativen Sinne, in Zukunft zu revanchieren. „Unser Blick auf die Wirklichkeit ist darum illusionsbereit und illusionsanfällig, denn er ist durch unsere Zukunft bestechlich.“ Was oft Uneigennutz oder Selbstaufopferung zu sein scheinen, entpuppt sich bei näherem Hinsehen doch nur als reziproker Altruismus.

Da mit zunehmendem Alter die verbleibende Lebenszeit kürzer, die Zukunft immer weniger wird, muss auf sie auch immer weniger Rücksicht genommen werden. Dann ist die Zeit gekommen, zu sehen und zu sagen wie es ist, dann sind zukunftsorientierte Opportunismen überflüssig. Wenn alte Menschen scheinbar bedenkenlos Stellung nehmen, jede Rücksicht auf gesellschaftliche Usancen außer acht lassen oder auch ihre Empfindungen nicht unterdrücken, sondern offen deklarieren, sich taktlos verhalten, über eine „solide Schandmaulkompetenz“¹ verfügen und diese sogar mit Stolz unter Beweis stellen, dann ist dies nicht mit Mut gleichzusetzen, sondern deklariert nur die Einsicht, keine Zukunft, keine Ziele und Illusionen mehr zu haben, für die es sich lohnen würde, sich zu beschränken.

¹ Marquard, Odo: *Philosophie des Stattdessen*. S 136

¹ ebd. S 138

Auswirkungen etwaiger gesellschaftlicher Grenzüberschreitungen braucht der alte Mensch nicht zu befürchten, denn seinen Äußerungen wird, je älter er wird – immer weniger Bedeutung beigemessen, die Rede der Alten „[...] hat weniger das Gewicht letzter Worte, viel mehr die Gewichtslosigkeit von Hinterlassenschaften mit nur noch begrenzter Haltbarkeit.“

Eine „Gefahr“ droht dieser erlösenden Theoriefähigkeit im Alter durch die Liebe und Zuneigung zu den nachfolgenden Generationen, vor allem wenn es zu einer – wie Marquard es beschreibt – Kumpanei zwischen Großelter und Enkeln kommt. Dies verweist auch auf die Verhaltensdisposition des Menschen generell, die sich im Laufe der Evolution nicht verändert hat und von Wuketits ¹ unter Verweis auf Mohr 1999 b wie folgt beschrieben wird: „Unterstütze deine eigenen Verwandten und Sippenmitglieder“ und weiters: „Hilfe jenen, die – mit hoher Wahrscheinlichkeit – später etwas für dich tun werden.“ Beide Imperative unterstützen die Argumentation Marquards, der mit der Unterstützung von Kindern und Enkeln auch den Wunsch alter Menschen verknüpft, an ihrer Zukunft teilzuhaben, sich doch noch ein Stück Zeit und Leben einzuhandeln.

Der Tod

Die Einstellung des Menschen zum Tod ist unterschiedlich, je nach Lebensalter. Während ein Kind dem Tod mit Entsetzen begegnet, der Jugendliche, der „die Welt“ noch vor sich hat, dagegen auflehnt oder aber auch bereit ist, sein Leben für ein Ideal zu opfern, versucht der Erwachsene sein Leben bestmöglich zu erhalten um seine Familie, seinen Besitz zu schützen. Das Alter dagegen ist jene Phase des Lebens, in der sich der Mensch mit der Endlichkeit, dem Sterben, auseinandersetzt. Sobald sich die Gedanken mit dem eigenen Lebensende beschäftigen, entziehen sich Sterben und Tod der Vorstellungskraft und damit auch der Fähigkeiten, dazu die richtigen Worte zu finden. „Weder die Sonne noch den Tod kann man fest anblicken“ schreibt La Rochefoucauld in den Maximen und Reflexionen ¹.

Der konkreten, oft gestellten Frage, ob sich der Mensch seine Nicht-Existenz, sein Tot-Sein, vorstellen kann, hat, ist Nagel nachgegangen ². Er unterscheidet zwischen Innen- und Außenperspektive des Menschen. Aus der Innenperspektive erachtet auch er es als unmöglich, sich seine eigene Nicht-Existenz vorzustellen, zu visualisieren, dass man nicht mehr

¹ Wuketits, Franz M.: *Bioethik*. S 35

¹ La Rochefoucauld: *Maximen und Reflexionen*. S 6

² Nagel, Thomas: *Was bedeutet das alles ?* S 93

vorhanden, völlig ausgelöscht ist. Anders verhält es sich, wenn die Außenperspektive eingenommen wird. Will man sich den eigenen Tod vorstellen, so gelingt dies allerdings nur wenn man sich exzentriert, seinen als einen Körper, diesen dann ohne vitale Funktionen, visualisiert. Man nimmt die Perspektive eines Außenstehenden ein. Denn „Leben und Tod sind absolute Gegensätze, der Tod ist kein Ereignis des Lebens, den Tod erlebt man nicht.“¹ Für Plessner ist der Verlauf des Lebens ein Entwicklungsprozess, der vom Anstieg, zur Höhe und zum Verfall führt. Aber „Leben ist nicht Sterben, sein eigener Abbau [...] sondern es geht in der Entwicklung von Altersstufe zu Altersstufe dem Sterben, dem Tod entgegen.“² „Der Tod will gestorben, nicht gelebt sein. Er tritt an das Leben heran, das sich natürlicherweise ihm zuneigt *und doch* von ihm überwältigt werden muß, damit es stirbt. Nur dies ist der echte Sinn des Todes, dass er das Jenseits des Lebens [...] ist.“³

Mit der Möglichkeit zu sterben ist jeder Mensch in jedem Lebensalter konfrontiert, allerdings mit zunehmender Wahrscheinlichkeit. Es gehört zum Menschsein, sich dessen bewusst zu sein, diese Einsicht zu haben. Ein Selbstbewusstsein, das keinem Alterungsprozess unterliegt, das nicht alt wird, das sich mit dem Ich identifiziert, „weiß“ dass es mit seinem Körper sterben wird. Selbst wenn der Mensch prinzipiell zu jeder Minute, auch in jungen Jahren, sterben kann, so ist er im Alter mit der Gewissheit seines Lebensendes, des Todes, konfrontiert.

Amérys negativer Beurteilung des Themas Alter und Sterben kann man sich schwer entziehen.⁴ Seine Beobachtungen und Beschreibungen sind gut nachvollziehbar: jeder Mensch denkt an den Tod. Anfänglich noch aus der Position des Nicht-Betroffenen, selbst wenn Freunde, Menschen aus dem Umfeld sterben, jedoch Statistiken, Sterbetafeln der Versicherungsunternehmen und dergleichen ihm selbst – wenn auch nur aufgrund von Wahrscheinlichkeitsrechnungen - noch etliche Lebensjahre zugestehen. Der Tod eines nahe stehenden Menschen bedeutet nicht nur einen schmerzlichen Abschied vom Verstorbenen. Dieser nimmt auch ein Stück der gemeinsamen und damit eigenen Vergangenheit mit sich in den Tod. Mit ihm entschwindet auch die Rolle, die man für ihn und das damalige Umfeld, die Welt damals spielte. Der Tod der Eltern oder ähnlich enger Bezugspersonen bedeutet daher auch den endgültigen Abschied von der eigenen Kindheit und Jugend, das Band der

¹ vgl. Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 404

² Plessner, Helmuth: *Die Stufen des Organischen und der Mensch*. S 148

³ ebd. S 149

⁴ Améry, Jean: *Über das Altern*. S 121 f

gemeinsamen Erinnerungen und damit zur eigenen Vergangenheit ist zum Großteil gerissen. Weitaus grausamer empfinden alte Menschen den Tod eines Kindes. das für sie die Zukunft ihrer Generation repräsentiert, in das man alle Hoffnungen und Anstrengungen setzt.¹

Das Sterben, den eigenen Tod zu denken ist unmöglich. „Der Tod ist nichts, ein Nichts, eine Nichtigkeit“ schreibt Améry² und Beauvoir bezeichnet den Tod als „die äußere Grenze meiner Möglichkeiten und nicht mehr meine eigene Möglichkeit“.³ Dennoch: Viele ältere Menschen denken und sprechen über ihr eigenes Lebensende, das Bedürfnis, sich diesem Thema zu widmen steigt mit dem Alter. Es wird Vorsorge für den Fall des eigenen Ablebens getroffen, es wird ein Testament verfasst, sogar das eigene Begräbnis wird geplant und somit visualisiert, denn es ist für alte Menschen meist wichtig das *procedere* mitzugestalten, so lange es noch möglich ist sicherzustellen, dass man auch noch im Abgang von der Bühne des Lebens der „zu meiner Zeit“ innegehabten Rolle gerecht wird.⁴

Auch La Rochefoucauld setzt sich mit dem Tod bzw. der - aus seiner Sicht - angeblichen Tugend der Todesverachtung auseinander.⁵ Den Tod zu verachten gelingt nur aus gebührender Distanz; sobald es ans Sterben geht, der Tod sehr nahe ist, wird aus Verachtung Furcht: „Die Klügsten und Tapfersten gebrauchten ehrenhafte Vorwände, um ihm nicht ins Antlitz zu sehen; aber jeder Mensch, der ihn sieht, wie er wirklich ist, findet ihn schrecklich.“ Alle Bemühungen, dem unausweichlichen Schicksal mit Gleichmut entgegenzusehen, einen Zweck im Sterben zu konstruieren – Tapferkeit zu demonstrieren, Leiden und Schmerzen ein Ende zu bereiten oder sich dem Schicksal zu entziehen – sind nur das Instrumentarium, um den Schrecken des Todes zu verdecken. Der Tod entzieht sich jeglichem Zugang durch unseren Verstand, er ist jenseits der Grenzen unserer Erkenntnisfähigkeit, denn Erkenntnisse müssen formulierbar sein und begründet werden¹.

Die Begeisterung, die Cicero bezüglich der Erwartung seines Todes zum Ausdruck bringt: „Ich jedenfalls gerate in Verzückung und Begeisterung durch mein Verlangen, eure von mir so hochgeschätzten Väter zu sehen.“² weist darauf hin, dass nur die Hoffnung auf ein

¹ vgl. Beauvoir, Simone de: *Das Alter*. S 476

² Améry, Jean: *Über das Altern*. S 111

³ Beauvoir, Simone de: *Das Alter*. S 576

⁴ vgl. Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor*. S 61

⁵ La Rochefoucauld: *Maximen und Reflexionen*. S 70 f

¹ vgl. Vollmer, Gerhard: *Evolutionäre Erkenntnistheorie*. S 135

² Cicero, Marcus Tullius: *Cato Maior de Senectute*. S 115

Leben nach dem Tod, in welcher Form auch immer, dem Tod bis zuletzt seinen Schrecken nehmen kann. Folgt man den Gedanken La Rochefoucaulds sind jedoch (religiöse) Weltanschauungen oder sonstige Sinngebungssysteme, die ein Weiterleben nach dem Tod und damit eine Sinngebung des Lebens und Sterbens vermitteln, nur Werkzeuge, deren Gebrauch den Schrecken vor dem Tode vernebeln sollen.

Auch Nagel thematisiert das Problem der Einstellung des Menschen zu seinem eigenen Tod.¹ Ob der Gedanke daran negative Gefühle auslöst oder mit Hoffnung und Erleichterung verbunden ist, hängt in hohem Maße davon ab, ob und in welcher Weise religiöse Lehren oder spiritualistische Gedanken Einfluss nehmen. Aber auch die Annahme, dass der Tod das endgültige Aus bedeutet, es also auch kein Weiterexistieren der Seele gibt, führt zu unterschiedlichen Einschätzungen des Todes: einerseits ist er als das unwiderrufliche Ende des Lebens das Schrecklichste, andererseits wird er – nach einem langen Leben - als Segen bzw. Rettung vor der unendlichen Langeweile aber auch Schrecknissen eines ewigen Lebens bezeichnet. Abhängig davon, ob der Tod, das absolute Ende des Lebens, den Menschen rechtzeitig davor bewahrt hat, Schlechtes erleben zu müssen – Krankheit, Schmerzen – oder aber es dem Verstorbenen nicht mehr vergönnt war, Schönes und Angenehmes zu genießen – Glücksmomente im Kreis der Familie, kulturelle Genüsse und dergleichen – kann der Tod ein „negatives Gut“ oder ein „negatives Übel“ für den Betroffenen sein. Auch wenn dieser nicht mehr in der Lage ist, sich über das Gute zu freuen oder das Übel zu bedauern, kann dies noch im nachhinein, im Rückblick, quasi als Schlussakkord, dem Schicksal der betreffenden Person zugeschrieben werden.

Schwerwiegender ist das Wissen des Menschen, nach dem Tod nicht mehr am Leben teilhaben zu können, nicht mehr zu existieren. Doch wird er sich dieser Situation nicht stellen müssen, sie wird ihn nicht tangieren. Auch vor seiner Geburt existiert der Mensch nicht, kann er nicht teilhaben an der Welt, doch diese Noch-nicht-Existenz ängstigt den Menschen nicht, die Nicht-mehr-Existenz allerdings schon. Liegen die Gründe darin, dass der Mensch mehr vom Leben haben will, erwartet, als es ihm bietet, er seine Angehörigen nicht allein zurücklassen will oder dass er – entgegen jeder rationalen Denkens - befürchtet, mit dem Tod einer schlimmen Verwandlung unterworfen zu werden ? Darauf kann auch Nagel keine Antwort geben.

¹ Nagel, Thomas: Was bedeutet das alles ? S 96 f

Einen Weg, den Tod und körperliche Schwäche zu akzeptieren und zugleich vom Negativen ins Positive zu kehren, bietet die Weisheit. Es ist die Weisheit des Alters, die aus diesem Dilemma führt und die Angst vor dem Tod vertreiben kann. Wenn geistige Leistung, also auch Weisheit, im Dienste der Gesellschaft und die daraus resultierende Anerkennung als Lebensziel definiert werden, so überlagert dies die Ansprüche an den Alltag und ist die Motivation, zugunsten nachkommender Generationen bzw. interindividuell zu handeln. Auch wenn dies zulasten eines angenehmen gegenwärtigen Lebens geht, kann Genugtuung, Zufriedenheit und Stolz auf das Geschaffene die Beeinträchtigungen des Alters und die Angst vor dem Tod verdrängen.¹ So wird Weisheit von Elwert interpretiert und zugleich darauf hingewiesen, dass nicht alle Menschen sämtlicher Kulturen das Attribut „weise“ verdienen. In den westeuropäischen Industrieländern sind – so Elwert - nicht Weisheit, sondern „Altersdepression, Hypochondrie und paranoider Haß“ häufiger anzutreffen. Allerdings kann dagegen eingewendet werden, dass in diesen Fällen die Grenze zu physiologischen Alterungsprozessen und pathologischen Veränderungen zu ziehen wäre, auch wenn dies nicht in jedem Fall und der nötigen Eindeutigkeit möglich sein mag.

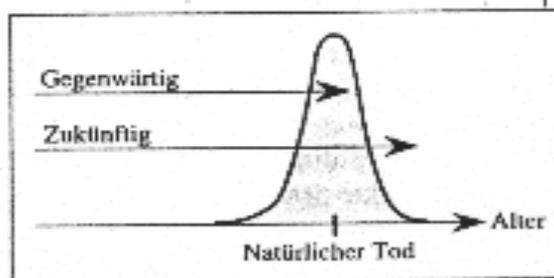
Eine nach seinen Worten „echte Alternative zur pessimistischen Zukunftsversion einer stetig größer werdenden Zahl von kranken ältern Menschen“ sieht Baltes im alt werden ohne dem Tod vorangehende lange Jahre des Siechtums, ohne chronische Erkrankungen, ohne altersspezifische Beeinträchtigungen dank des medizinischen Fortschritts.² Er bezieht sich diesbezüglich auf den Mediziner James Fries (Immunologe an der Stanford University) und dessen Theorie der „Compression of morbidity“.³ Wenn die krankheitsbedingten Beeinträchtigungen und Belastungen so weit verzögert werden können, dass sie erst im sehr hohen Alter auftreten, sich auf die letzten Lebensjahre konzentrieren oder sogar so weit nach hinten verschoben werden können, dass sie nicht mehr zum Tragen kommen, nicht mehr erlebt werden, dann wäre es möglich, weitgehend gesund zu sterben. Dann hätte das Sterben – allerdings nicht der Tod – seinen größten Schrecken verloren.

¹ Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 274

² Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor*. S 56

³ www.sagecrossroads.net/files/Fries.pdf

Optimistische Vision des Alters:
Chronische Erkrankungen werden
reduziert und ihr Auftreten verlangsamt



Schematisierung des von Fries (1990) entwickelten Modells der "Verdichtung von Krankheit im Alter" (compression of morbidity). Bei der gleichzeitigen Annahme eines biologisch programmierten "natürlichen Todes" (etwa im 9. Lebensjahrzehnt) sagt diese Modellvorstellung voraus, daß in Zukunft die manifeste Morbiditätsphase im hohen Alter verkürzt werden könnte. Diese Vorhersage trifft allerdings erst dann zu, wenn die durchschnittliche Lebenserwartung näher an die maximale Lebenserwartung herankommt als dies gegenwärtig der Fall ist und dadurch die Verlangsamung der chronischen Erkrankungen die Phase jenseits des biologisch fixierten Todes beinhaltet.¹

Abschließende Betrachtungen

Auch wenn das Alter von der Gesellschaft generell als jene Lebensphase „verurteilt“ wird, die von negativen Aspekten und problematischen Entwicklungen geprägt ist, widerspricht dem die meist positive Selbstdefinition seitens der Betroffenen. Diese und alle übrigen aus der Berliner Altersstudie entnommenen Angaben beruhen auf Querschnittsdaten, d.h. dass die Teilnehmer nur zu einem Zeitpunkt und nicht mehrmals im Verlauf ihres Alterungsprozesses untersucht wurden. Die Studienergebnisse sind also mit einem entsprechenden Vorbehalt zu interpretieren und hängen vom bisherigen Stand des jeweiligen Forschungsgebietes ab².

Der Berliner Altersstudie¹ ist zu entnehmen, dass das subjektive Empfinden alter Menschen grosso modo positiv ist, sie mit ihrem Leben zufrieden sind. Es ist dabei beachtenswert, dass sich zwei Drittel der Probanden gesünder als ihre Altersgenossen fühlen bzw. einschätzen. Je älter die Befragten sind, umso positiver zeigt sich diese vergleichende

¹ Quelle: Baltes, Paul B.: Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor. S. 57

² vgl. Lindenberger, Ulman/Smith, Jacqui/Mayer, Karl Ulrich/ Baltes B.Paul (alle Hg.): *Die Berliner Altersstudie. S 31.*

¹ vgl. ebd. S 648

Einschätzung. Auch die körperliche Fitness ist zwar dem altersbedingten Abbau unterworfen, wird aber bei entsprechendem Verhalten und mit angemessenem Training weitgehend auf hohem Niveau gehalten.¹

Ein ebenso großer Anteil gibt an, ein selbstbestimmtes Leben führen zu können, der Großteil hat sich auch (noch) Lebensziele gesetzt und für nur knapp zehn Prozent ist das Sterben ein präsent Thema. Auch wenn sich die gesellschaftliche Situation in West-Europa seit den letzten Jahrzehnten zugunsten der alten Menschen sukzessive verbessert und die von Beauvoir gezeichneten tristen Verhältnisse im Frankreich des vorigen Jahrhunderts zumindest nicht im gleichen Umfang bzw. nicht mehr so offenkundig dem heutigen Lebensstandard entsprechen, darf der Verdacht geäußert werden, dass die erwähnten empirischen Forschungsergebnisse auch ein Beweis dafür sein können, dass der nach wie vor von der Gesellschaft ausgeübte Druck auf alte Menschen durch z.B. Stereotypisierungen Erfolg zeitigt, auch wenn er subtiler als in der Vergangenheit ausgeübt wird.² Doch unterstellt dieser Gedankengang dem alten Menschen mangelnde Urteilsfähigkeit bzw. Angst vor Konsequenzen aus dem großen Fundus der Stereotypen. Dass der Einzelne seine Befindlichkeit positiver beschreibt als dies aus einem objektiven Blickwinkel gerechtfertigt scheint, kann zwar auch der Genügsamkeit jener Generation von Menschen zugeschrieben werden, deren Leben durch Krieg, Krankheit oder Katastrophen geprägt sind, die positiven Aspekte des Alterns sind jedoch dank besserer medizinischer Versorgung und besserer finanzieller und sozialer Absicherung auch aufgrund eines funktionierenden Versicherungssystems nicht zu leugnen.

Die Vorstellung des Alters als einer Phase sozialen Rückzugs, gesellschaftlicher Isolation, entspricht gemäß den Auswertungen der Berliner Altersstudie überwiegend nicht mehr der alltäglichen Realität und auch nicht der Einschätzung von Nühlen-Grab, sofern man den Aussagen der Probanden Glauben schenkt. Das soziale Gefüge hängt von den Möglichkeiten der Einbettung in Familie und Freunde ab und ist keineswegs altersbedingt. Ein großer Teil alter Menschen leistet auch noch im höheren Alter einen unschätzbaren Beitrag für Familie und Gesellschaft.

Die Beschreibungen des Alters in der Berliner Altersstudie ergeben nicht nur erfreuliche Aspekte. Auch das darin beschriebene Altersbild ist geprägt durch den Abbau der

¹ Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 20

² Nühlen-Graab, Maria: *Philosophische Grundlagen der Gerontologie*. S 157

körperlichen und geistigen Fähigkeiten, Krankheiten nehmen zu, werden oft spät erkannt und nehmen einen altersbedingt chronischen Verlauf oder der Regenerationszeitraum wird immer länger. „Fast alle alten Menschen in BASE haben mindestens eine mittel- bis schwergradige Erkrankung, etwa ein Drittel leidet an einer lebensbedrohlichen Erkrankung.“¹ Auch die kognitive Leistungsfähigkeit wird durch Krankheiten beeinträchtigt, in der Gruppe der über 85-Jährigen steigt der Anteil an Demenzkranken auf ein Niveau zwischen 40 und 60 %. Das selbständige Leben wird durch Degenerationserscheinungen wie Nachlassen der sensorischen Funktionen, d.h. des Sehvermögens und des Gehörs, erschwert bis unmöglich. Die kognitiven Fähigkeiten – vgl. die fluide und die pragmatische Intelligenz - machen eine zwar sehr differente Entwicklung durch, zeigen aber insgesamt doch einen kontinuierlichen Abbau.²

Das was die Persönlichkeit des Menschen ausmacht schwenkt ins Negative und kann durch eine Demenzerkrankung so sehr verändert werden, dass der Betroffene von seinen Mitmenschen nicht mehr als dieselbe Person erlebt wird. Morbus Alzheimer ist eine schreckliche und zurecht gefürchtete Krankheit, die an die Grenzen der Menschwürde rührt, oft sogar überschreitet. Da die durchschnittliche Lebenserwartung in den westlichen Industrienationen, zumindest mittelfristig, 85 Jahre nicht übersteigen dürfte, gibt die Wissenschaft insofern vorsichtige Entwarnung, als sich die Zahl der von Alzheimer Betroffenen in einem überschaubaren Szenario bewegen sollte, da das Gros der Menschen das „kritische“ Alter nicht mehr erlebt.

Der Mensch im hohen Alter von 85 Jahren und darüber wird oft allein gelassen, er fühlt sich unverstanden und zurückgewiesen von Familie und Gesellschaft, seine Probleme werden nicht als solche erkannt oder verdrängt. Daher besteht eine der Forderungen der Berliner Altersstudie darin, nicht nur die Quantität an Lebensjahren zu forcieren, sondern auch die Qualität dieses vierten Lebensalters, das durch Krankheiten, Gebrechlichkeit und Pflegebedürftigkeit belastet ist, zu verbessern.

Neben berechtigtem Optimismus und Engagement hinsichtlich des Status alter Menschen darf jedoch nicht übersehen oder verdrängt werden, dass die dem Alter inhärenten Klischees auch Vorteile bieten. Vor allem in jenen Fällen, wo sie aufgrund der körperlichen

¹ Lindenberger, Ulman/Smith, Jacqui/Mayer, Karl Ulrich/ Baltes B.Paul (alle Hg.): *Die Berliner Altersstudie*. S 649

² Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 20

oder geistigen Verfassung des Einzelnen willkommenen Schutz bieten vor Überforderung – sei es seitens der Gesellschaft oder sich selbst, wenn die eigene Realität nicht erkannt wird.

Besteht die Problematik des Alters darin, dass man alt oder dass man jung ist ?“

Die Fragestellung dieser Diplomarbeit, nämlich „Besteht die Problematik des Alters darin, dass man alt oder dass man jung ist ?“ beantworte ich mit: „dass man jung ist“ und werde versuchen, dies in kurzen Worten beziehungsweise anhand von Ausführungen Amérys, Mittelstraß, Schopenhauers und Beauvoirs zu begründen..

Das was am Altern und im Alter schmerzt sind vor allem soziale und kulturelle beziehungsweise gesellschaftliche Einschränkungen, Ausgrenzungen und Stigmatisierungen. Folgt man Améry und seinem Verständnis des Ich, nämlich dessen, was den Menschen in seiner Innensicht ausmacht, seine Erinnerungen an eine Zeit, als er die Welt aktiv erlebte und Zukunftsperspektiven hatte, so ist es einsichtig, die Problematik des Alterns und Alters der Distanz zur Jugend zuzuschreiben, der Rolle der Gesellschaft, die sie für den Menschen aber auch die der Mensch in ihr spielt.

So schreibt Améry: „Es kann das Bewusstsein der Unzeitgemäßheit, wenn es nicht zu einer die Epoche verneinenden Defensivhaltung erstarrt, außerordentlich quälend sein, durchaus einem anhaltenden Körperschmerz vergleichbar. Die Zeitstrecke, auf der wir uns bewegen, ist dem Alternden unfreundlich, wahrscheinlich feindlicher als irgendeine vergangene es war. [...] so erleidet der Alternde, erdrückt von der zeitgenössischen Last-Kultur, einen niemals und durch nichts wieder ersetzbaren Ich- und Weltverlust.“¹

Mittelstraß bezieht sich auf Bloch² wenn er schreibt: “Das Leben droht eine wesentliche Gestalt, die des Alters, zu verlieren. Nicht nur die Eitelkeit, auch die Jugend, die wahre wie die falsche, ist das letzte Kleid, das der Mensch auszieht.“¹ Auch hier kann das Resümee gezogen werden, dass die Jugend das Ich des Menschen bis zu seinem Ende prägt, ihm innewohnt. Wenn Mittelstraß ausführt: „Wir fürchten uns nicht so sehr davor, nicht mehr

¹ Améry, Jean: *Über das Altern*. S 105

² vgl. Bloch, Ernst: *Das Prinzip Hoffnung*. S 42

¹ Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studententext zur Gerontologie*. S 404

zu sein, als davor, nicht mehr so zu sein, wie es die Jugend und die Mitte des Lebens sind. [...] Auf der Schale des Glücks liegen die Gestalten der Kindheit, der Jugend und des voll erblühten Lebens, nicht die des Alters. Als wäre Glück selbst allein etwas Junges, auch Erwachsenes; nichts, das auch im Alter wohnt, es zu wärmen vermag.“ Weiter: „Es ist Ich, das im Selbstbewusstsein eingeschlossen ist, das nicht altert und um sein Sterben, den Tod, weiß“ - so spricht auch dies dafür, dass es die vergangene Lebensphase der Jugend und die Erinnerungen daran sind, die den Alterungsprozess, den ständigen Wechsel von Rebellion und Resignation so problematisch für den Menschen machen.

Schopenhauer sieht das Schicksal eines Menschen von drei Parametern abhängig ¹:

1. Von seiner Persönlichkeit, wobei darin geistige und körperliche Eigenschaften, moralische Kompetenz und neben den inneren auch die äußerlichen Werte subsumiert – „was einer ist“
2. Von den finanziellen Umständen, von Eigentum und Besitz – „Was einer hat“
3. Von dem, was er in der Gesellschaft darstellt, auch Ehre, Rang und Ruhm – „Was einer vorstellt“.

„Was einer ist“ – die Persönlichkeit eines Menschen im weiteren Sinne und in dessen Natur gelegen – ist bei Schopenhauer im Wesentlichen verantwortlich für das, was gemeinhin als Glück oder Unglück im Leben bezeichnet wird. Der Charakter, der einen Teil der Persönlichkeit, des Ich ausmacht, verändert sich im Laufe der Jahre, also auch im Alter, nicht und ist damit völlig losgelöst von dem, „was einer hat“ oder „was einer vorstellt“, beides unterliegt gesellschaftlichen beziehungsweise kulturellen Zwängen.

„Dies Bestehn des Menschen aus einem schlechthin Unveränderlichen und einem regelmäßig, auf zweifache und entgegengesetzte Weise, Veränderlichen erklärt die Verschiedenheit seiner Erscheinung und Geltung in verschiedenen Lebensaltern.“ ² Das Unveränderliche in der Persönlichkeit eines Menschen ist die Verbindung zwischen Jugend und Alter und auch dessen Problem.

¹ Schopenhauer, Arthur: „*Aphorismen zur Lebensweisheit*“. Hg. Rudolf Marx. S 3

² ebd. S 253

Beauvoir bringt die in der Fragestellung angesprochene Problematik auf den Punkt wenn sie schreibt: „Das Alter ist besonders schwer zu bewältigen, weil wir es immer als etwas Fremdes betrachtet haben: Bin ich denn wirklich eine andere geworden, da ich doch ich selbst blieb?“¹ Während Kinder und Jugendliche sich ihres Alters bewusst sind, vor allem aufgrund von gesellschaftlichen Regeln, die ihnen auferlegt und an die sie wiederholt erinnert werden, gleitet der erwachsene Mensch, der „seine Zeit“ lebt und gestaltet und jeden Gedanken an die ferne Zukunft meist verdrängt, allmählich und größtenteils unbemerkt seinem letzten Lebensabschnitt entgegen. Eine körperlich und geistig gute Konstitution ermöglicht die erfolgreiche Verdrängung der Wahrheit des Alters, der Mensch altert ohne es an sich zu merken. Beauvoir bezeichnet die Wahrheit des Alters als „dialektischen Bezug“ zwischen dem, was man in den Augen anderer darstellt und dem Bewusstsein seiner selbst. Es besteht eine Diskrepanz zwischen dem, wie die Gesellschaft, auch das engere Umfeld, den Menschen altersmäßig „einordnet“ und seinem inneren Bild, seinem Ich, das keine Veränderungen erfahren hat. „Es ist der andere in mir, der alt geworden ist, das heißt jener, der ich für die anderen bin: Und dieser andere – bin ich.“ Dies zu realisieren und sodann zu akzeptieren, der Weg in eine neue Identität ist ein schmerzvoller Prozess.

Steht man zum Beispiel Freunden aus Jugendtagen nach vielen Jahren zum ersten Mal wieder gegenüber, so erschreckt dies oft, da man gezwungen ist, sich selbst in diesen Gleichaltrigen zu erkennen, man sich in ihnen spiegelt, man sich auch des eigenen Alters in den Augen der anderen plötzlich bewusst wird.

„Solange das innere Gefühl von Jugend lebendig bleibt“ – schreibt Beauvoir „kommt einem die objektive Wahrheit des Alters als eine scheinbare Wahrheit vor; man hat den Eindruck, eine fremde Maske entliehen zu haben.“² Erst wenn der Mensch hinter der Maske jenem der Verkleidung gleicht, wenn beide Identitäten verschmelzen und das Rollenspiel beendet ist, erst dann ist das Alter akzeptiert.

¹ Beauvoir, Simone de: *Das Alter*. S 363 ff

² ebd. S 380

Literaturliste

- Améry, Jean: *Über das Altern – Revolte und Resignation*. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, 1971
- Anzenbacher, Arno: *Einführung in die Philosophie*. Freiburg im Breisgau: Verlag Herder 2002
- Aristoteles: *Rhetorik*. Zweites Buch. Übersetzt und herausgegeben von Gernot Krapinger. Stuttgart: Reclams Universal-Bibliothek Br, 18006.
- Baltes, Margret/Montada, Leo (Hg.) : *Produktives Leben im Alter*. Frankfurt am Main ; New York :Campus-Verl. 1996
- Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen: *Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung*. Berlin / New York: Walter de Gruyter 1992
- Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen/Staudinger, Ursula M. (alle Hg.): *Alter und altern: ein interdisziplinärer Studientext zur Gerontologie*. Sonderausgabe des 1992 ersch. 5. Forschungsberichtes der Akademie d. Wiss. zu Berlin. Berlin: de Gruyter, 1994.
- Baltes, Paul B.: *Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor*. www.adecco-stiftung.de/pdf/3-PBALTE.pdf. abgerufen am 30. März 2011
- Baltes, Paul B./Lindenberg, U./Staudinger, Ursula M.: *Die zwei Gesichter der Intelligenz im Alter. MPI for Human Development: Library and Research Information*. www.mpib-berlin.mpg.de/volltextet/institut/dok/full/Baltes/diezweig/index.htm. abgerufen am 30. März 2011
- Beauvoir, Simone de: *Das Alter*. Deutsch von Anjuta Aigner-Dünnwald und Ruth Henry. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt, 1977
- Bloch, Ernst: *Das Prinzip Hoffnung*. Erster Band. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982.
- Brockhaus, F.A. Buch-Nr. 044974. Leipzig-Mannheim: Brockhaus GmbH 1998.
- Cicero, Marcus Tullius: *Cato Maior de Senectute / Cato der Ältere über das Alter*. Ltd.-dt. Übers. u.hg. v. Harald Merklin. Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2005.
- Cicero: *Gespräche in Tusculum*. Übersetzt und mit einer Einführung und Erläuterungen versehen von Olof Gigon. HG: Manfred Fuhrmann. München: Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co.KG 1991.
- Darwin, Charles: *Die Abstammung des Menschen*. Aus dem Englischen von Heinrich Schmidt. Frankfurt a.M.: S.Fischer Verlag gmbH 2008
- Dieck, Margret: *Gewalt gegen ältere Menschen im familialen Kontext – Ein Thema der Forschung, der Praxis und der öffentlichen Information*. In: Zeitschrift für Gerontologie 20:311.

- Dux, Günter: *Historisch-genetische Theorie der Kultur*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2000
- Grimm, Jacob: „Rede über das Alter“. In: Ders.: *Rede auf Wilhelm Grimm / Rede über das Alter*. Kassel: Bärenreiter-Verlag 1963
- Heidegger, Martin: *Sein und Zeit*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag GmbH 2001
- Kierkegaard, Sören: *Der Begriff Angst*. In neuer Übertragung und mit Kommentar von Liselotte Richter. Leck/Schleswig:Rowohlt 1964
- Klein, Hans-Dieter: *Geschichtsphilosophie*. Eine Einführung. Wien: Literas-Verlag Ges.m.b.H. 2005
- La Rochefoucauld: *Maximen und Reflexionen*. Übertragung und Nachwort von Konrad Nußbächer. Stuttgart: Reclams Universal-Bibliothek Nr. 678 1965
- Liessmann, Konrad Paul: *Schandmaulkompetenz. Eine kleine Philosophie des Alters*. Aus Vorlesungsreihe „Altern hat Zukunft. Alterskonzepte. Ringvorlesung. Veranstalter: Universität Wien, Institut für Geschichte/Institut für Germanistik Wien, Hauptuniversität. 10.3.2009-23.6.2009.
- Liessmann, Konrad Paul: *Schönheit*. Wien: Facultas wuv 2009
- Lindenberger, Ulman/Smith, Jacqui/Mayer, Karl Ulrich/ Baltes B.Paul (alle Hg.): *Die Berliner Altersstudie*. Berlin: Akademie Verlag GmbH, 2010
- Marquard, Odo: *Philosophie des Stattdessen*. Studien. Stuttgart: Reclam 2000.
- Mead, George H.: *Geist, Identität und Gesellschaft*. Aus dem Amerikanischen von Ulf Pacher. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1968
- Montaigne, Michel de: „Über das Alter.“ In: Ders.: *Die Essais*. Stuttgart: Reclam 2005.
- Nagel, Thomas: Was bedeutet das alles ? Aus dem Englischen übersetzt von Michael Gebauer. Stuttgart: Philipp Reclam jun., 2008
- Nühlen-Graab, Maria: *Philosophische Grundlagen der Gerontologie*.Heidelberg: Quelle & Meyer, 1990
- Piaget, Jean: *Meine Theorie der geistigen Entwicklung*. Aus dem Amerikanischen von Hainer Kober. Hg. v. Reinhard Fatke. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag GmbH 1983
- Plessner, Helmuth: *Die Stufen des Organischen und der Mensch*. Berlin: Sammlung Göschen de Gruyter 2200
- Plessner, Helmuth: *Mit anderen Augen. Aspekte einer philosophischen Anthropologie*. Stuttgart: Reclam 2009

Schopenhauer, Arthur: *Aphorismen zur Lebensweisheit*. In: Ders.: *Parerga und Paralipomena*. Kleine philosophische Schriften I. Sämtlicher Werke Bd.IV. Textkrit. Bearb. u.hg. v. Wolfgang Frhr. v. Löhneysen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989.

Schopenhauer, Arthur: „*Aphorismen zur Lebensweisheit*“. Hg. Rudolf Marx. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag 1974

Searle, John. R.: *Geist, Sprache und Gesellschaft*. Aus dem Englischen von Harvey P. Gavagai. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2004

Singer, Peter: *Praktische Ethik*. Aus dem Englischen übersetzt von Oscar Bischoff, Jean-Claude Wolf und Dietrich Klose. Stuttgart Philipp Reclam jun., 1996.

Tomasello, Michael: *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Zur Evolution der Kognition*. Aus dem Englischen von Jürgen Schröder. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006.

Vollmer, Gerhard: *Evolutionäre Erkenntnistheorie*. Stuttgart: S.Hirzel Verlag 1983

Weiberg, Anja: „Wir lehnen es ab, uns in dem Greis zu erkennen, den wir einmal sein werden“ – Simone de Beauvoir über das Alter. In: *Humane Existenz. Reflexionen zur Ethik in einer pluralistischen Gesellschaft*. Hg.: Dethloff, Klaus/Natmeßnig, Charlotte/Staubmann, Robert/ Weiberg, Anja. Wien:: Parerga 2007

Wuketits, Franz M.: *Bioethik. Eine kritische Einführung*. München: Verlag C.H.Beck 2006

Wuketits, Franz M.: *Darwins Kosmos. Sinnvolles Leben in einer sinnlosen Welt*. Aschaffenburg: Alibri Verlag 2009.

Wuketits, Franz M.: *Evolution. Die Entwicklung des Lebens*. München: Verlag C.H.Beck 2005

<http://www.bpb.de/wissen/YDGMRC>; abgerufen am 4. April 2011

<http://de.wikipedia.org/wiki/Entwicklung>; abgerufen am 4. Mai 2011

<http://de.wikipedia.org/wiki/M%C3%BClleimer-Modell>; abgerufen am 5. Mai 2011

<http://de.wikipedia.org/wiki/Angst>; abgerufen am 24.3.2001

http://www.who.int/violence_injury_prevention/violence/world_report/en/summary_ge.pdf; abgerufen am 6. Mai 2011

<http://de.wikipedia.org/wiki/Pers%C3%B6nlichkeitseigenschaft>, abgerufen am 14. März 2011.

<http://www.sagecrossroads.net/files/Fries.pdf>, abgerufen am 7. Mai 2001

Abstract

Begrifflichkeit von „alt“ mit Beschreibungen des „alternden/alten Menschen“ an Beispielen von der Antike bis in das 21. Jahrhundert.

Ausgehend von Helmuth Plessners Definition des Menschen als Lebewesen, Überleitung zu den vier von Piaget ausgearbeiteten Entwicklungsphasen des Menschen bzw. Stufen der Operationalität, die Reihenfolge der Stadien, Ausschluss von Regress in ein früheres Stadium, Bildung einer endgültigen stabilen Struktur.

Gemäß Analyse der Berliner Altersstudie Darlegung des weiterführenden Prozesses der Entwicklung der kognitiven Leistungsfähigkeit, d.i. Beschreibung der sukzessiven Abnahme der kognitiven Leistungsfähigkeiten sowie deren Grenzen und Potentiale.

Konsequenzen der kognitiven Entwicklung bezüglich Einbettung des alten/alternden Menschen in der Gesellschaft: Machtverlust – sinkendes Selbstwertgefühl, Ausprägung pathologischer Verhaltensweisen, Depression, Angst, Entwicklung von Kompensationshandlungen.

Das Altern als Zeitempfinden – Körperveränderung – Sich-bewußt-werden.

Beschreibung dessen, „was im Alter zu wünschen übrig bleibt“, Kontext zum (sozialen) Mesokosmos.

Problematik des Alters als ein „sich fremd werden“ – Selbstentfremdung - : Altern als kein Normalzustand, Entwicklung zu einem weltlosen Ich. Ich-Dissoziation führt zur Rebellion des Ich aus der Erinnerung gegen das fremd gewordene Ich der Gegenwart und führt aufgrund Negation seiner selbst zur Resignation. Identitätskrise. Nicht-mehr-Verstehen-der-Welt, Mobilisierung von Handlungs- und Entwicklungsreserven, sowohl um das kognitive Manko aufzufüllen als auch um bestimmte körperliche Funktionen zu erhalten.

Lebenslauf**Elke Preißl**

Staatsbürgerschaft: österr.
Wohnort: Wien

geb. : 8. Oktober 1947, Neunkirchen

Familienstand: verheiratet
1 Tochter

Schulbildung:

1953-1957 Volksschule, Mönichkirchen

1957-1965 Realgymnasium und Frauenoberschule, Wien

1965 Reifeprüfung, Wien

1966 Abiturientenlehrgang der Handelsakademie I, Wien

1966-2005 Weiterbildungsseminare für Fremdsprachen (englisch, französisch), Bilanzbuchhaltung, sowie diverse andere kaufmännische Belange

Beruflicher Werdegang:

1966-1968 Firma Semperit AG, Wien

1968-1973 Brauerei Schwechat AG, Wien

1973-1993 Schoeller & Co. Aktiengesellschaft, Wien,
mit mutterschaftsbedingter Karenzunterbrechung;
Vorstandsassistentin

1993-2005 Der ANKER Allgemeine Versicherungs AG, Wien
Vorstandsassistentin

2005 Übertritt in den Ruhestand
Beginn des Diplomstudiums Philosophie.